7/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Im Test: Ernte-DON

Rostower Kombine zwischen Entwurf und Einsatz

Gartenstadt lädt ein

Krasnodar – neues Reiseziel im Kaukasusvorland

Meister-Schrägflieger

Bericht von den 19. Eisspeedway-Weltmeisterschaften im Moskauer Lenin-Stadion

★ Inhalt

Wirtschaft
Am Don entdeckt: Neue Erntehelfer aus Rostow **Seite 4**

Solidarität
Wissenschaftler der ČSSR helfen Vietnam **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Eisspeedway
WM im Moskauer Lenin-Stadion **Seite 16**

Dokumentation
100 Jahre Kanonenbootpolitik der USA **Seite 18**

Sport
Die goldenen Wege des Fünfkampf-„Grünschnabels" Anatoli Starostin **Seite 24**

FW-Serie
Menschen im hohen Norden **Seite 26**

Naturschutz
In der Heimat der Federgräser **Seite 28**

Literatur
Szenen aus dem Leben Nikolai Gogols, dessen Geburtstag sich zum 175. Male jährt **Seite 30**

Technik von gestern
Per Schaufelrad auf der Donau **Seite 32**

Erzählung
Igor Skorin: „Das Jagdmesser" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Benjamin und Benjamin **Seite 40**

Russisch-Lehrgang
Alltagswendungen
4. Lektion **Seite 41**

Leserforum **Seite 44**

Reisebericht
Kein Landeplatz für „Flieger": Nerjungri, Stadt der Enthusiasten **Seite 46**

Exklusiv
FW-Gespräch mit Botschafter W. I. Kotschemassow **Seite 50**

Neues Urlaubsziel
Krasnodar – eine Gartenstadt im Kaukasusvorland **Seite 52**

Titelbild:
Anatoli Bondarenko (UdSSR), Weltmeister 1979 und 1980, Zweiter 1984, fotografiert von Volkmar Billeb

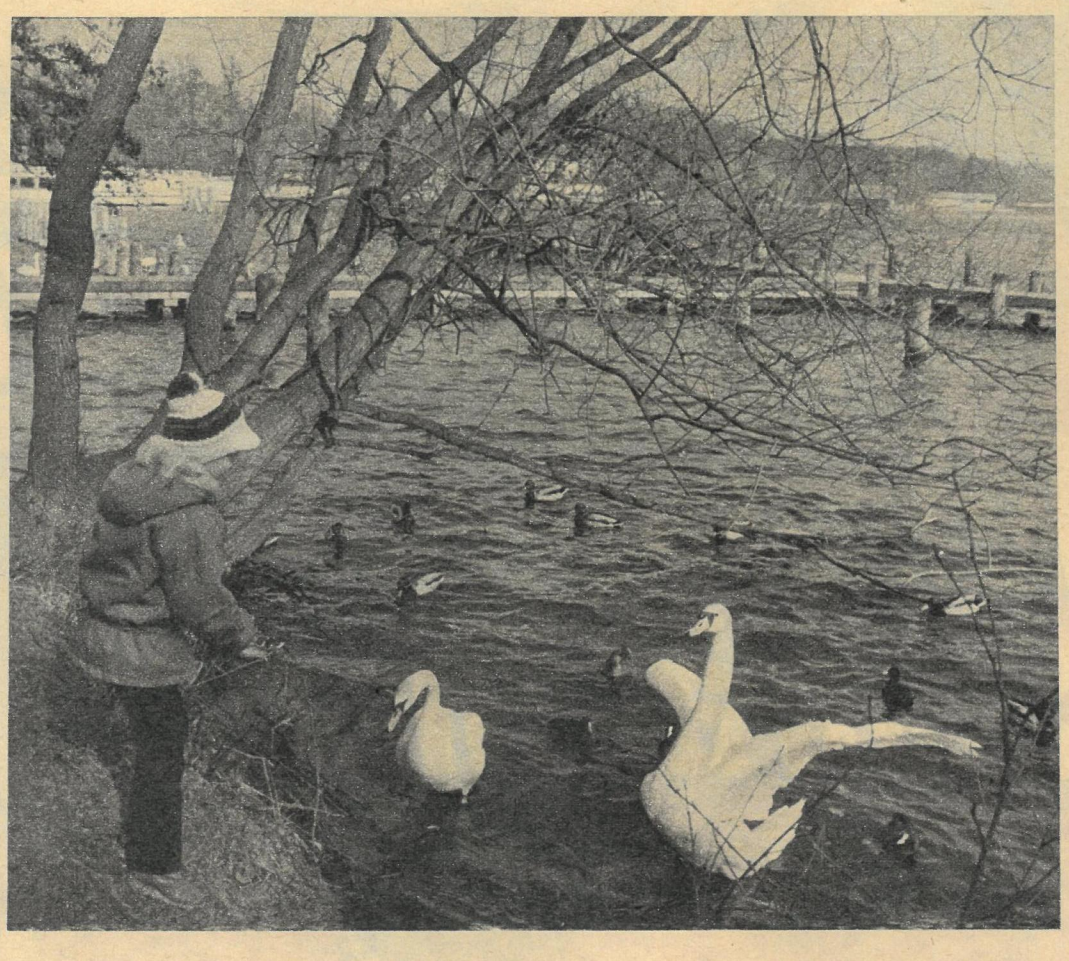
Redaktionsschluß für dieses Heft: **26. 3. 84**

★ Im Blickpunkt: Wahltag am 6. Mai 1984

„Machen wir unsere Städte und Dörfer noch wohnlicher und schöner!"

Aus dem Wahlaufruf des Nationalrates der Nationalen Front der Deutschen Demokratischen Republik

Kleine Gemeinde – viele Gäste



„Und is sonst noch was in Saarow zu sehn?"

„Ick glöw nich. Veel is hier nich in Saarow. En nijen Koh-Stall..." Ein neuer Kuhstall also war für Theodor Fontane während seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" das Nennenswerteste, was ihm das Dorf am Scharmützelsee zu bieten hatte. Erst als das nahe Berlin aus den Nähten platzte, fanden wohlhabende Bürger, vor allem Künstler und Industrielle, Saarow-Pieskow vorzüglich als Sommersitz. Beide Dörfer unter dem Vornamen „Bad" zusammengefaßt.

Erst in den Anfangsjahren unserer Republik begannen auch Arbeiter, sich in Luxusvillen wohlzufühlen. Daran ist Heinz Schroeder mitbeteiligt. Seit 35 Jahren ist er im Staatsapparat tätig, rührig. Vor kurzem beging er sein zwanzigjähriges Jubiläum als Bürgermeister von Bad Saarow. Er steht erneut auf der Kandidatenliste, der Diplom-Staatswissenschaftler.

Seine Mitbürger sind stolz auf ihn. Und er auf sie: Auf die 3700 Menschen, die den Ort bewohnen. Im Winter. Im Sommer zählt die Schar der Erholungsuchenden – „vorsichtig geschätzt!" sagt Heinz Schroeder – 250 000 Menschen. Eine Großstadt im Grünen. Der Scharmützelsee ist in sanftes Hügelland gebettet. Wie aber bettet man so viele Gäste, wie ver- und entsorgt man eine „zeitweilige Großstadt"?

„Ohne die Mitbürger, ohne ein gutes Kollektiv geht gar nichts", betont der Bürgermeister. Seit 14 Jahren haben sich die Gemeinden um den Scharmützel- und den Storkower See zu einem Zweckverband Erholungswesen zusammengeschlossen. Alle Badeeinrichtungen gehören dazu, alle Zelt- und Campingplätze. Mehr als 44 Dienstleistungen werden angeboten, vom Bootsanlegesteg bis zu Leihfahrrad und Strandkorb. Eine eigene kleine Flotte, Trägerbetrieb ist der VEB Kraftverkehr der Kreisstadt Fürstenwalde, verbindet Seen und Ortschaften und versorgt die Gäste mit gepflegter Küche. Neben dem Gemeindeverband für die kommunalen Aufgaben ist der Zweckverband das größte Kollektiv, auf das sich Schroeder stützt. Eng mit der Gemeindevertretung arbeitet der Ortsausschuß der Nationalen Front zusammen. Die Gemeinde Bad Saarow genießt heute eine ganze Reihe von Einrichtungen aus der letzten Wahlperiode. Straßen und Wege wurden befestigt, eine moderne Kaufhalle errichtet, die zunächst für Saarow viel zu groß erschien, jetzt aber mit Ange-

bot und Umsatz überzeugt. Im vorigen Jahr wurde eine Kinderkrippen-Kindergarten-Einrichtung eröffnet.

„Eine rundum stolze Bilanz, wenn auch nur ein kleiner Baustein in der unserer Republik. Wir produzieren nicht, aber wir schaffen Erholungsmöglichkeiten, damit die Produktion erfolgreich läuft!“ So faßt Heinz Schroeder Saarows Aufgabe zusammen. Mit dem Vorsitzenden des Ortsausschusses der Nationalen Front, Horst Oeser, führt er mit seinen Wählern und Mitkandidaten noch häufiger Gespräche als sonst. Eines der dringlichen Themen, auch in Bad Saarow, das Wohnungsproblem. Erfreuliche Gespräche sind es mit den Bürgern, die ihr Problem selbst meistern können. Wie mit dem Schweißer Bernhard Mewes, der mit seiner Frau und den Kindern das neue Haus bereits bezogen hat. (Auf unserem Foto: von links Horst Oeser, Bürgermeister Heinz Schroeder und Bernhard Mewes, ganz rechts Frau Mewes.) Bei dieser Begegnung stellt Horst Oeser fest, daß die nagelneue Straße, unter der die zentrale Abwasserleitung verläuft, die Kraftfahrer zu Geschwindigkeitsüberschreitungen verleiten kann. Oeser, der an der Lenkung der Bürgerinitiativen tüchtig beteiligt ist: „Wenn die Kinder hier auf der Straße spielen, muß auch eine Geschwindigkeitsbegrenzung her!“ Von Gorki-Gedenkstätte (der Dichter weilte hier 1922/23 zur Kur!) bis zum Johannes-R.-Becher-Haus, von der Militärmedizinischen Akademie bis zu den in Saarow stationierten sowjetischen Soldaten, mit allen und allem haben sich die Kandidaten für die Wahl zu befassen. Fontanes Beobachtung „in Saarow is nichts, das kenn' ich...“ ist halt hundert Jahre alt. Die Saarower nutzen sich, indem sie für die 250 000 sorgen, die sich vom Mai an bei ihnen erholen wollen.

Dieter Heimlich (Text)
Detlev Steinberg (Fotos)

DON vom Don

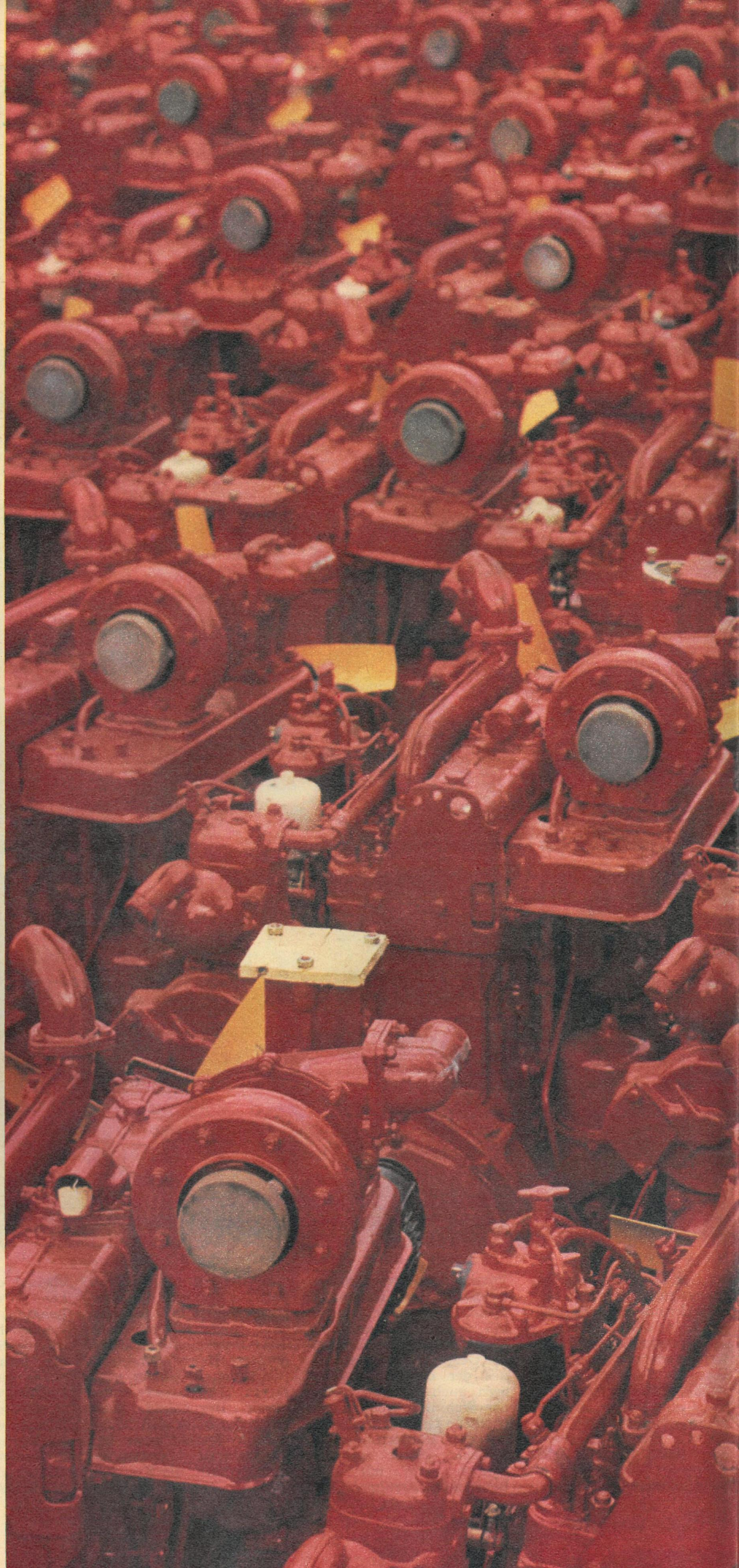
**Ein Beitrag von
Wolfgang Tautenhahn (Text) und
Detlef Christel (Fotos) mit
freundlicher Unterstützung von APN**

Ein Motorenmeer im Rostower Kombine-Kombinat „Rostselmasch“ weitet sich beinahe uferlos auf dem Lagerplatz des Werkes. Neue Lieferungen fließen ihm zu, sobald die Dieselaggregate an dröhnenden Fließstrekken den Erntefahrzeugen einmontiert sind, Mähdreschern Kraft verleihen, die zur Sommer- und Herbstzeit die Früchte der Felder bergen. In Konstruktionsbüros und Werkhallen leisten die Rostower ertragreiche Arbeit, schaffen sie technische Grundlagen zur Erfüllung des sowjetischen Lebensmittelprogramms.

Wieder in Rostow. Wieder im „Rostselmasch“. Es schien alles so wie neulich, vor vier Jahren, als wir schon einmal hier waren. Die Fahrt durch den Stadtteil der Landmaschinenwerker. Der Hinweis auf die neuen Wohnhäuser, den Kulturpalast, den Kinderpark, das Stadion und die Zweitklassigkeit der Werk-Fußballer. Dann das gelbgetünchte, säulengestützte Verwaltungsgebäude mit der einladenden Freitreppe. Hinauf, durch schwere Türen in hallenartige Räume. Auf dem Tisch das obligatorische Mineralwasser und dahinter – Generaldirektor Juri Alexandrowitsch Peskow. Wir reißen ihn aus seinen Gedanken. Das macht ihn mürrisch, und so wie damals fordert er kurz und bündig: „Ihre Fragen bitte!“

Noch während er die Entwicklung des Werkes in Zahlen verpackt darlegt, steht er auf, durchblättert geordnete Ablagen, erfolglos, unterbricht seine Ausführungen: „Ich suchte Ihre Zeitung mit dem Artikel von damals. Ich habe sie wohl ins Museum gegeben…“ Was muß sich da im Werk geändert haben, wenn unser Bericht inzwischen fürs Museum taugt, entgegnen wir. „Sie werden das Werk nicht wiedererkennen“, sagt Peskow.

Wir sahen später ganze Fabrikzeilen neu aus den Fundamenten ragen. Dort, wo wir uns dunkler und ölgeschwärzter Hallen erinnerten, leuchteten bereits lichte Räume, in denen Maschinenreihen geräuschvoll Geräteteile bearbeiten. Bei allen baulichen Veränderungen, die uns das Orientieren erschwerten, war eins geblieben, der leichte bittere Geruch des Wermuts, den der Steppenwind bis hier herüberweht.



DON vom Don

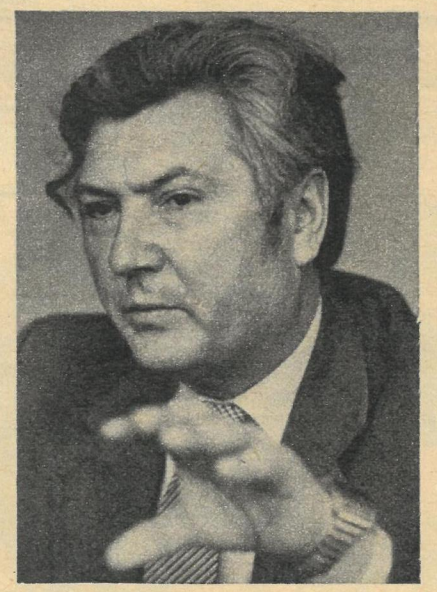
Und wenn wir abends zum Strom hinunter gehen, schwinden wie eh und je „die Laute des Tages. Von Osten her schleicht die Nacht unhörbar wie eine graue Wölfin über das Steppengras, über die welligen Hügel der im Herbst gepflügten Äcker…“

Das sind Scholochows Worte. Arbeiter aus der Gießerei schenkten uns beim letzten Besuch sein „Neuland unterm Pflug“. Solch kraftvolle Menschen, wie sie Michail Scholochow in dem Dorf Gremjatschi Log ansiedelte, die vor mehr als 50 Jahren das Land am Don sozialistisch umgestalteten, die schweren Kämpfe jener Jahre ausfochten und siegreich bestanden, haben ihre Erben auch im heutigen „Rostselmasch“. Juri Peskow gehört zu ihnen.

Die dritte Geburt

Seit mehr als 15 Jahren arbeitet er im Betrieb, war unter anderem Chefkonstrukteur, bevor er vor gut fünf Jahren die Aufgaben des Generaldirektors übernahm. Als Delegierter des XXVI. Parteitages der KPdSU faßte er weitgehende Beschlüsse mit und leitete daraus seinen persönlichen Auftrag ab. Seinen und den des Kombinats. Der heißt: „…wesentlich produktivere Mähdrescher zu entwickeln und zu fertigen als bisher. Eine Aufgabe, die wir für das ganze Land erfüllen, und ich fürchte mich nicht zu sagen, daß dies für unser Werk eine Revolution darstellt…“ Um uns das zu verdeutlichen, fügt er nur eine Zahl an: „Rund 600 000 Quadratmeter Produktionsfläche sind neu zu errichten, im Grunde ein gleichgroßes Werk im bestehenden zu bauen. Deshalb durchleben wir nach der Gründung des Rostselmasch 1929 und dem Neubeginn nach dem Kriege nun die dritte Geburt des Werkes.“

Bereits beim letzten Besuch sprach der Direktor von neuen Vorhaben, ohne sie konkret zu benennen. Daran erinnert, zeigt Juri Peskow auf das Modell neben dem Schreibtisch: „Das ist daraus geworden: Unsere neue Kombine. Fast zweitausend Rostower beteiligten sich an der Namenssuche für sie. Wir tauften sie schließlich DON. Gefällt Ihnen der Name?“ Gestern beobachteten wir den geschäftigten Don-Hafen, fuhren mit der weißen Don-Flotte, begegneten Nachfahren der legendären Don-Kosaken, genossen schmackhafte Don-Weine. Warum also soll sich nicht auch ein Mähdrescher, der den Köpfen und Händen der Landmaschinenwerker des „Rostselmasch“ entspringt, mit dem Namen des vielbesungenen Stromes schmükken, der zu Füßen ihrer Stadt kraftvoll dem Meere zustrebt!



Chefkonstrukteur Iwan Mesherekow: Ausgangspunkt bei der Entwicklung des DON war eine schonungslose Analyse des Weltniveaus auf dem Feld des Kombinebaus. Dabei erwiesen sich die Mähdrescher aus der DDR als äußerst rationell. Also orientierten wir unsere Leistungsparameter vornehmlich auch an der Technik aus dem DDR-Kombinat „Fortschritt“.

Vor dem Namen war der Schweiß

Die neue Kombine forderte die höchste Kreativität eines großen Entwicklungskollektivs, stellte den Lehrplan an der Technischen Schule des Betriebes auf den Kopf, verlangte – wie schon gesagt – kräftige Investitionen und kühne Rationalisierungsprogramme, forderte die Arbeiter heraus, bereitete dem Generaldirektor so manch schlaflose Nacht.

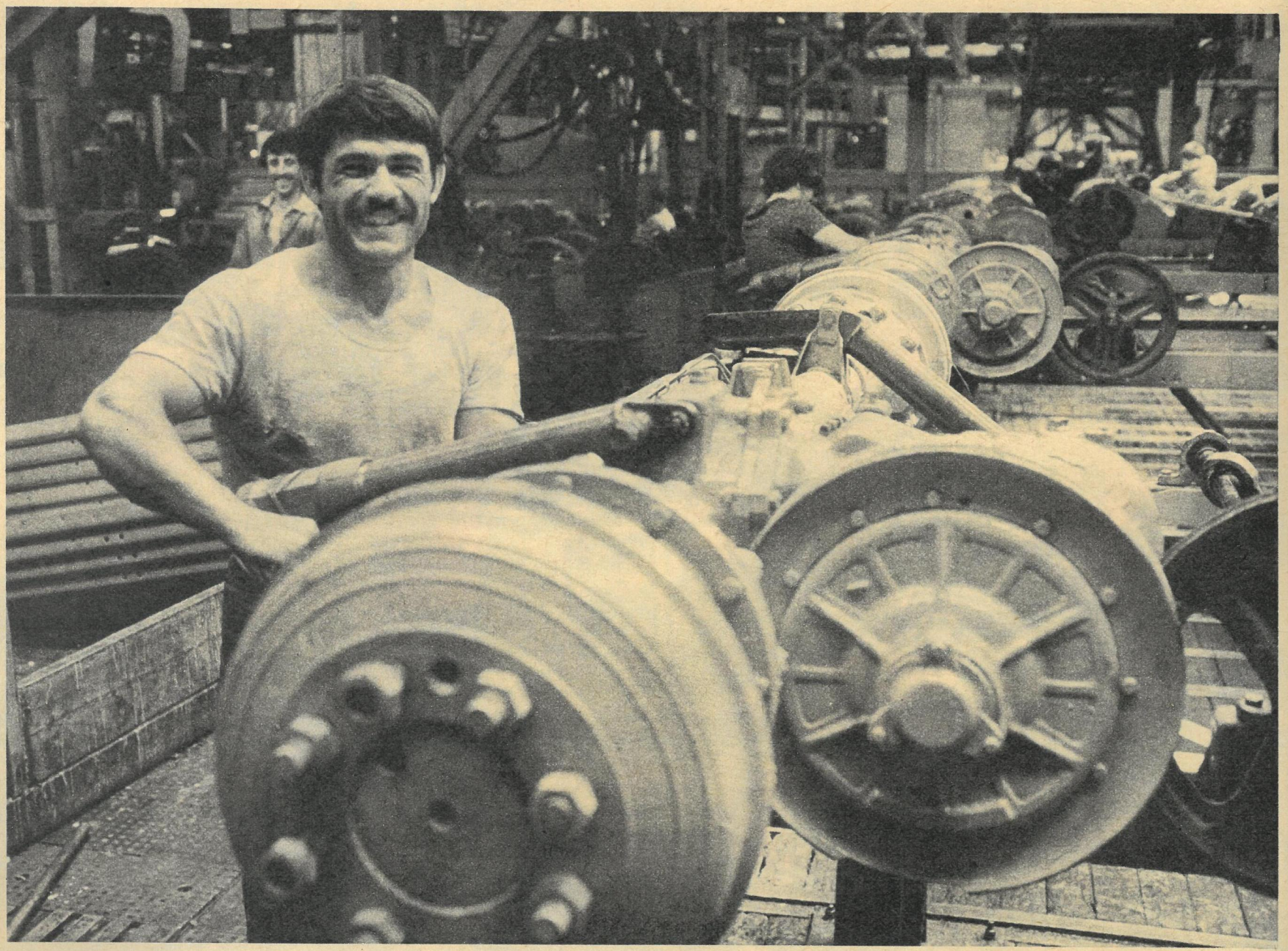
Es hat alles sein politisches Maß. Juri Peskow wiederholt es: „Je besser unsere Maschinen, je mehr Getreide werden wir ernten. Getreide, das der politische Gegner immer wieder als Waffe gegen uns einsetzt…“ Je besser, das heißt, bei wachsendem Produktionsumfang steigende Qualität erzeugen, höhere Schnitt- und Druschleistungen der Mähdrescher garantieren, ihre Havarieanfälligkeit vermindern, bessere Arbeitsbedingungen für die Kombinefahrer schaffen. Solche technischen Ausrüstungen sind eine Voraussetzung, um die im Lebensmittelprogramm der UdSSR bis zum Jahre 1990 abgesteckten Ziele zu erreichen.

Telegramm aus Pestschanokop

Was uns beim Generaldirektor als Modell begegnete, sich in planerischem Zahlenwerk und grafischen Ablaufplänen an den Wänden vorstellte, zeigt sich beim Chefkonstrukteur Iwan Mesherekow als mannshoher Poster: Der DON im wogenden Getreidefeld. „Das war 1982. Ernteeinsatz in Kasachstan“, erklärt er das Foto. „Die drei ersten Maschinen hatten wir damals draußen. Unsere Arbeit mußte vor den strengen Prüfern, den Kolchosbauern, bestehen.“ Gleich an drei Ernten im Jahr nahm die DON-Troika teil. Im Rostower Gebiet, in Aserbaidshan und dann im kasachischen Neuland. „Ein wertvoller, durch nichts zu ersetzender Test in der Praxis“, schätzt der Chefkonstrukteur ein. „Eine Vielzahl neuer Informationen erhielten wir dabei. Natürlich auch Hinweise auf manche Schwachstelle, wie etwa das zu hohe Gewicht einzelner Baugruppen. Wir haben weiter gearbeitet. 25 Mähdrescher schickten wir 1983 ins Korn…“ Auch nach Pestschanokop in den Süden des Rostower Gebietes. Der Kolchos telegrafierte angesichts seiner vollen Speicher: „Liebe Rostselmasch-Werker! Wir freuen uns, Euch mitteilen zu können, daß die Mähdrescherfahrerin Nina Perewersjewa mit Eurem Mähdrescher DON 1500 mehr als 47 000 Dezitonnen Getreide, Mais, Hirse und Sonnenblumen geerntet und gedroschen hat und somit im sozialistischen Wettbewerb der Erntebrigaden Erste wurde…“

Glückwunsch! So manch einer drückte ihr am Feldrain während einer Pause die Hand, nicht ohne sich gleichzeitig über die Vorteile des Neuen zu informieren. „Das Mähwerk verfügt über zwei Mähmesser. Das verbessert den Halmschnitt“, erklärte sie. „Trotz seiner großen Breite schwingt es nicht und paßt sich gut dem Bodenprofil an. Der Zugang zu allen Mechanismen des Dreschwerks für die Wartung und Reparatur sind bedeutend erleichtert. Der Kornbunker und der Strohbinder haben ein größeres Fassungsvermögen. Das ist sehr wichtig. Jetzt kann nämlich immer ein ganzer LKW beladen werden. Dadurch sind die Transportmittel effektiver einzusetzen…“ und würde die Zeit nicht drängen, geriete sie gar noch ins Schwärmen. Wohl so wie einer der Helden Scholochows bei seiner ersten Begegnung mit einem Traktor: „…Das ist ein Ding… Ein paar solcher Rösser in unserem Stall zu haben, wär gar nicht übel… Ich habe mich so vergafft in die Dinger, daß ich nicht einmal dazu gekommen bin, mit meinem Kameraden einen zu heben…“

NIWA-Kombines sind versandbereit (rechts). Alle vier Minuten verläßt eine Kombine des bewährten Typs das Hauptfließband. Die Serienfertigung des DON (unten) ist nach erfolgreichen Tests mit Beginn des neuen Fünfjahrplanes vorgesehen.



DON vom Don

Staunend begegneten die Bauern von Gremjatschi Log der Technik zu einer Zeit, da die Arbeiter des „Rostselmasch“ mit der Fertigung hölzerner Panjewägelchen, kleinem Ackergerät, dringend benötigter technischer Hilfe für die jungen Kollektivwirtschaften begannen. Produkte jener Jahre sind heute auf dem Werkhof anzusehen, alltäglicher Geschichtsunterricht. Damals waren es die ersten Schritte auf dem Weg des sich stetig festigenden Bündnisses zwischen Arbeitern und Bauern. „Mit Maschinen werden wir den Hunger der Steppe stillen“, heißt es in einer den Landmaschinenbauern gewidmeten Liedzeile aus jenen Tagen. Der faschistische Überfall unterbrach jäh die Entwicklung des Werkes, machte seine Verlagerung nötig. Mit 3500 Eisenbahnwaggons wurden Maschinen und Geräte nach Taschkent transportiert. 1947 aber kamen bereits wieder die ersten Pflüge aus dem zerstörten Rostow. „Rostselmasch“ entstand neu, versorgte die einheimische Landwirtschaft und exportierte zudem in über vierzig Länder.

Ehrenplatz für den Zweimillionsten gesucht

„Im Jahre 1969 produzierten wir den Millionsten Mähdrescher“, erinnert sich der Generaldirektor. „Wir behielten ihn, stellten ihn im Werk aus, neben all dem anderen einst produzierten Gerät. Daraus wurde eine Tradition. Den 1,5 Millionsten, 1977 fertiggestellt, hoben wir auf ein Podest. Draußen am Rondell im Wohngebiet des Werks sehen Sie ihn. Für den Zweimillionsten, der Anfang 1984 vom Band rollt, haben wir noch keinen Platz. Aber ich meine“, so sagt Peskow überzeugt, „der gehört ins Zentrum der Stadt!“ – Vielleicht an den Don?

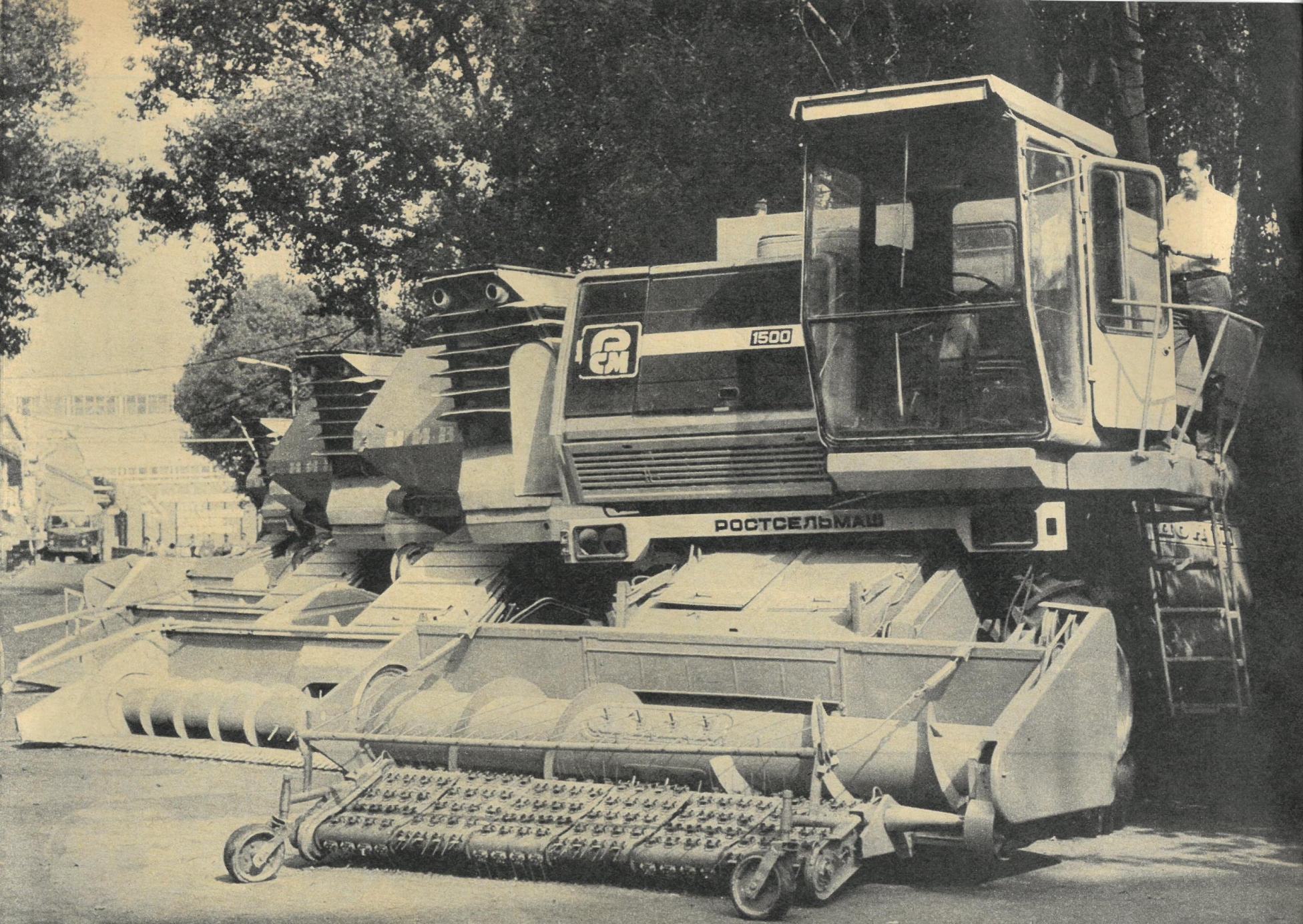
Die Musterhalle des Werkes scheint zu bersten. Halb- oder schon dreiviertelfertige DON-Mähdrescher rollen zur Werkstraße. Dort fügen die Monteure gewissenhaft die Maschinenteile zueinander. Präzis und mit Umsicht. Es ist eng geworden im „Rostselmasch“.

An der neuen Maschine sind über dreißig Industriezweige aus allen Himmelsrichtungen beteiligt: Gummiwerke, Motorenhersteller, Betriebe der Elektrotechnik… Die Ernte und somit auch der DON gehen alle an. Zurückhaltend aber doch nicht unzufrieden beurteilen die Konstrukteure und Testfahrer ihre bisherige Arbeit. Die Ernteleistung von über 9 Kilogramm in der Sekunde der mit 220 PS ausgestatteten DON-Kombine oder der Durchsatz, wie die Fachleute sagen, kann sich sehen lassen. Die Arbeitsproduktivität erweist sich doppelt so hoch als bei der bislang bewährten NIWA-Kombine.

„Ernte, das ist eine industrielle Fließbandarbeit“, erklärt Meshere-kow. „Was gewachsen ist, muß vom Acker. Dabei sind die äußerst verschiedenen und nicht leichten Erntebedingungen in unserem Land zu berücksichtigen. In den Neulandgebieten Kasachstans treffen wir beispielsweise ganz andere an als in den Hanglagen Aserbaidshans oder in den Nichtschwarzerdegebieten. Deshalb entwickeln wir universelle Modelle, die bei unterschiedlichen territorialen, klimatischen und Ertragsbedingungen überall einsetzbar sind. Seit zwei Jahren konzentrieren wir unsere Forschungen gerade darauf. Das Problem ist, grundsätzlich die Erntezeit zu verkürzen. Die größten Verluste treten dann auf, wenn das Getreide nicht zu den agrotechnisch günstigen Zeitpunkten eingebracht wird. Deshalb brauchen wir nicht nur eine zuverlässige, sondern auch eine schnelle Technik. Mit dem DON haben wir so eine universelle Maschine konstruiert. Worauf es jetzt ankommt? Sie zur Serienreife zu führen und die Produktion am Fließband zu beginnen.“

Über den DON zu sprechen heißt, den NIWA nicht zu vergessen. Der bewährte Mähdrescher der NIWA-Serie wird in den nächsten Jahren weiterhin den Großteil der sowjetischen Ernte bergen. Selbstverständlich nutzen die Techniker die Test-Erfahrungen mit dem DON, um die Konstruktion des „Alten“ weiter zu vervollkommnen und dessen Zuverlässigkeit zu erhöhen.

80 Prozent der im Land arbeitenden Getreideerntemaschinen kommen aus Rostow am Don. Der DON (oben rechts) gehört schon dazu. Die jungen Leute aus dem Meisterbereich Adam Chankarows (oben und rechts) übernehmen wie die Komsomolmitglieder anderer Abteilungen des Kombinats, in dem mehr als 50 000 Menschen arbeiten, die Patenschaft über den neuen DON.



Am 500 Meter langen Hauptfließband verläßt alle vier Minuten ein NIWA die Halle. Das Band bestimmt den Arbeitsrhythmus. Wir treffen die rote Fülle wieder, die uns eingangs in Motorenform überwältigte. Da schweben Chassis heran, von Kranen geführt, werden Räder in Sekundenschnelle montiert, geräuschvoll Getriebe getestet... Vom blendenden Rot der Montagehalle zum schlichten Graugrün in der Pressenabteilung. Die Fundamente scheinen zu beben. Hier erhalten NIWA und DON ihre endgültige Form. Mit Tonnenkraft. Die meisten der Umformmaschinen sind Erfurter Herkunft. Zwischen den Pressen immer wieder Handarbeit, Menschen füttern Kolosse. Das ändert sich aber bald, erfahren wir. In der neuen Halle sowieso. Da möchte Generaldirektor Juri Peskow am liebsten 200 Erfurter Pressen auf einmal installieren. Roboter werden sie künftig bedienen. 500 sollen es einmal sein, um den Arbeitern monotone und körperlich schwere Tätigkeiten abzunehmen. Arbeitskraft, die dem DON zugute kommt. So begleiten das moderne Erzeugnis moderne Techniken und Technologien, so erfüllt sich der Sinn aller Rationalisierung, dem Menschen zu nützen.

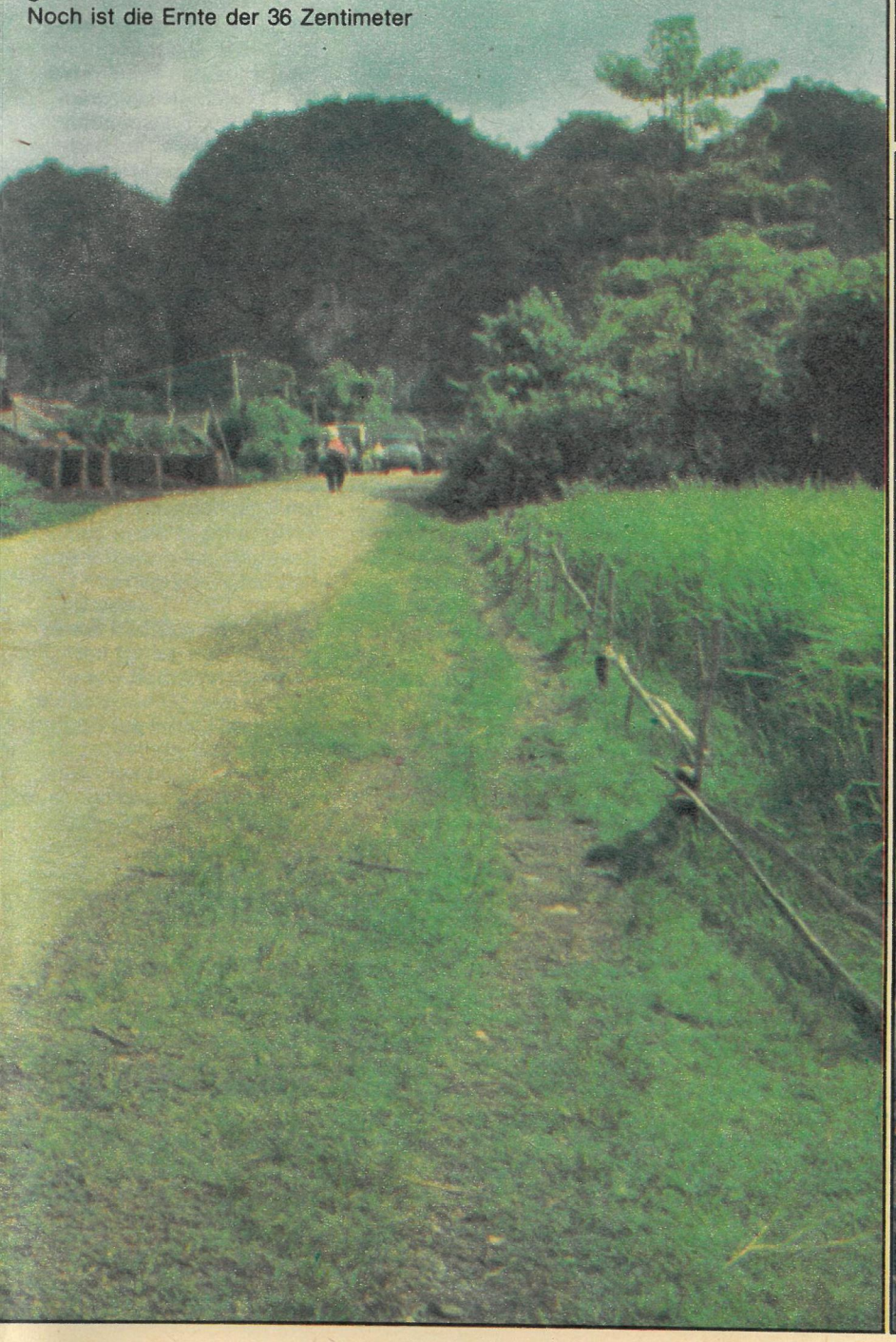
Die Drachenbohne

Eine Pflanze mit Zukunft?

In Südostasien und auf den Inseln im Stillen Ozean wächst eine üppige Gemüsepflanze. Vierkantig sind ihre langen Schoten, deren breite gewellte Ränder wie Flügel aussehen. Die exotischen Früchte erinnern an Fabeltiere. Die Vietnamesen nennen sie deshalb DAU RONG – Drachenbohne. Aus den Blüten, den Samen und sogar den Knollen bereiten sie nahrhafte Gerichte. Die Blüten werden gebacken und schmecken wie Pilze. Im Norden Vietnams rösten die Bauern die Samen. Auch mit den Knollen machen sie es so, nachdem

sie sie abgekocht und in Bananenblätter gewickelt haben.
Die Drachenbohne ist eine wildwachsende Kletterpflanze. Drei bis vier Meter hoch windet sie sich um Baum und Bambus. Noch vor kurzem führte sie ein Schattendasein in der Wissenschaft, bis Biologen ihren außergewöhnlich hohen Proteingehalt feststellten – allein die Samen enthalten bis zu 40 Prozent. Seitdem wird in etwa 25 Ländern fieberhaft mit der Drachenbohne und ihren über 120 Abarten experimentiert.
Wissenschaftler der ČSSR haben sich vorgenommen, die neue Eiweißquelle für die Landwirtschaft Vietnams zu erschließen. Ihre Arbeiten sind Teil des RGW-Programms, das unter anderem vorsieht, das südostasiatische Land bei der Züchtung ertragreicher Kulturen zu unterstützen. Die Institute für tropische und subtropische Landwirtschaft in Prag und Brno besitzen bereits 85 Abarten dieser Hülsenfrucht. Im Februar 1979 begannen in Vietnam, in der Nähe von Hanoi und Ho-Chi-Minh-Stadt, erste Anbauversuche. Bewährt hat sich, die Drachenbohne an Maisstengeln hinaufklettern zu lassen.
Noch ist die Ernte der 36 Zentimeter langen Früchte nicht mechanisiert. Das Pflücken mit der Hand verteuert die Kultivierung und versperrt den Weg auf die Felder. Nach den Zukunftsaussichten der Forschungen befragt, erklärte der führende tschechische Wissenschaftler, Professor Pospíšil: „Die Hektarerträge der Drachenbohne werden sich im Vergleich zu anderen Eiweißpflanzen erhöhen. Die Pflanze ist deshalb für Vietnam, dessen Bevölkerung jedes Jahr beträchtlich zunimmt, von erstrangiger ernährungspolitischer Bedeutung. Die zu lösenden wissenschaftlichen Probleme sind kompliziert, aber zu bewältigen. Das beweist die Entwicklungsgeschichte der Soja-Bohne. Auch sie wurde durch die mühevolle Arbeit der Züchter aus einer Schlingpflanze in ein buschförmiges Gewächs verwandelt."

Jan Kowalek (Text)
A. Paszkowiak, B. Kocek (Fotos)



Zauberei mit Keulen

Was Diliana Georgiewa (unser Foto), die Mehrkampf-Weltmeisterin in der Rhythmischen Sportgymnastik, vor allem mit den Keulen so alles anstellt, grenzt schon an Zauberei. Als sie in Strasbourg nach der Melodie „Oh, Champs-Elysées" über die Matte tanzte, gaben ihr die entzückten Kampfrichterinnen jedesmal die Höchstnote 10. Und als die achtzehnjährige Bulgarin auch in den Gerätefinals mit dem Ball und mit dem Band diesen Grenzwert erreichte, waren alle, die sie gesehen hatten, davon überzeugt: Eine geborene Gymnastin, mit ausgezeichneter Sprungkraft, höchsten Schwierigkeiten, großartiger Figur und reizvollem Gesicht. Den Sport, in dem Diliana nun die Beste der Welt und damit auch Olympiafavoritin ist, erschloß ihr Mutter Violetta Georgiewa, die als Violetta Bechtschiska an den ersten Weltmeisterschaften 1963 in Budapest teilnahm und jetzt im heimatlichen Pasardshik Trainerin ist. „Ich war neun Jahre alt", erzählt Diliana, „und ich bin sehr froh, daß mich Mutti mit viel Überzeugungskraft und Fingerspitzengefühl zu dieser schönen und anmutigen Sportart führte." In ihr kann die junge Bulgarin auch ihre Liebe zur Musik und zum Tanz ausdrücken. Kein Wunder, daß sie trotz gegenwärtigen Studiums an

der Sporthochschule „Georgi Dimitroff" später auch noch Choreographie studieren möchte. Die Kunst ist ohnehin Dilianas große Leidenschaft. Es sind nicht nur Musik und Ballett, die sie faszinieren, sondern auch die Malerei. Mitunter zeichnet sie sogar in den Trainingspausen, und jedesmal sind es kosmische Themen, die sie anregen. Gleichwohl weiß die vierfache Weltmeisterin, daß musische Ambitionen allein für die anspruchsvolle Sportart, die sie betreibt, nicht ausreichen. „Beispielgebend sind für mich die Energie und Prinzipienfestigkeit meines Vaters, das Talent der Mutter, mich das Meistern von Schwierigkeiten zu lehren, die Selbstdisziplin, der Fleiß und die Genauigkeit meiner Auswahltrainerin Neschka Robewa..."

Bogdan Stefanow, Sofia-PRESS

Friedensruf aus Moskau

„Die Kompliziertheit der gegenwärtigen internationalen Lage verpflichtet uns, die Bemühungen um die Durchsetzung der Friedenspolitik und der internationalen Zusammenarbeit zu verdoppeln, ja zu verdreifachen." Das betonte der Metropolit der russisch-orthodoxen Kirche von Minsk und Belorußland, Philaret, Vorsitzender der Abteilung für kirchliche Außenbeziehungen des Moskauer Patriarchats, auf einer kürzlich in der sowjetischen Hauptstadt abgehaltenen internationalen Pressekonferenz. In der „heiligen Sache der Friedensverteidigung" sei eine tiefe Verbundenheit und Einheit der Gläubigen und Nichtgläubigen feststellbar. Insbesondere erkläre sich die russisch-orthodoxe Kirche einverstanden mit den jüngsten Vorschlägen Konstantin Tschernenkos, die der Generalsekretär des ZK der KPdSU in seiner Rede vor Moskauer Wählern dargelegt hatte. Im gemeinsamen Eintreten für den Frieden gebe es „eine glückliche Erfahrung im Zusammenwirken der vielen Religionen auf dem Territorium unseres Staates", unterstrich der Metropolit. Die russisch-orthodoxe Kirche werde nicht nachlassen, zu den großen Fragen der Menschheit – der Friedensfrage und dem Schutz des Lebens vor einer nuklearen Katastrophe – Stellung zu nehmen. Für sie seien Friedensbemühungen keine Sache der Konjunktur, sondern tief in der religiösen Überzeugung verwurzelt. Sie habe den Krieg verurteilt und diejenigen gesegnet, die für ihre Heimat kämpften und die Unabhängigkeit ihres Staates verteidigten. „Davon zeugen mehrere eindrucksvolle Seiten aus der Geschichte, denn in kritischen Augenblicken standen Kirche und Staat zusammen", betonte der Geistliche, die Erfahrungen des zweiten Weltkrieges hervorhebend.

Jürgen Geitner

Sumpfblüten und ihre Züchter

An westdeutsche Schüler wurde die Frage gerichtet: „Wer war Karl Marx?" Ein Lehrerkollektiv in der BRD hat aus 1600 Aufsätzen von Ober- und Berufsschülern eine Auswahl zu einem Buch zusammengefaßt, das die Illustrierte „Stern" eine „vergnügliche Mixtur von urkomischen Stilblüten" nennt. „Kurz und gut war Karl Marx ein ‚Besessener' in Sachen Geld. Er wollte für sich Gewinn herauswirtschaften und stürzte seine Mitmenschen in eine Verelendung", schrieb ein siebzehnjähriger Berufsschüler. Und Thomas, ein Gleichaltriger: „Ich glaube, er war mit Lenin zusammen. Sie waren beide eingefleischte Kommunisten." Und Mechthild, eine achtzehnjährige Gymnasiastin: „Sein Hauptwerk ist das Kapital, wonach die Sowjetunion noch 43 andere Bände verfaßte." Natürlich kann man über Aussprüche wie: „Die meiste Zeit verbrachte er in der Londoner Bibliothek, um seine privaten Probleme zu verdrängen" oder: „Da war noch was mit Engels" auch lächeln, doch uns interessiert mehr die Frage, wem eigentlich die Jugendlichen diesen Unsinn zu danken haben. Vielleicht hat der eine oder andere Schüler zum „Stern" gegriffen, um aus dessen Serie über Marx zu erfahren, daß Marx lieber in der Bibliothek saß, als sich den Schwierigkeiten des täglichen Lebens zu stellen. Und wie liest sich diese Passage über eine Persönlichkeit, deren Bescheidenheit von den Zeitgenossen nie in Zweifel gezogen und die unter großen Entbehrungen das Fundament für das wissenschaftliche Weltbild der Arbeiterklasse gelegt hat: „Für körperliche Arbeit war er sich zu fein, für ein großbürgerliches Leben auf Kosten anderer dagegen nicht zu schade." Das ist kein Auszug aus Schüleraufsätzen, er stammt aus einer Zeitung des Herrn Axel Cäsar Springer. Daß diese Leute dort ein gebrochenes Verhältnis zur Wahrheit haben, weiß man sogar im eigenen Lande. So gesehen, sind die Schülerzitate wohl mehr die Sumpfblüten des dort weitverbreiteten, in diesem Falle ziemlich einfältigen und faden Antikommunismus.

Robert Berg

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: V. Billeb, D. Hohner, E. Mandsharow, Archiv D. Strobel, FW-Archiv

„Nicht ruhen und rasten“

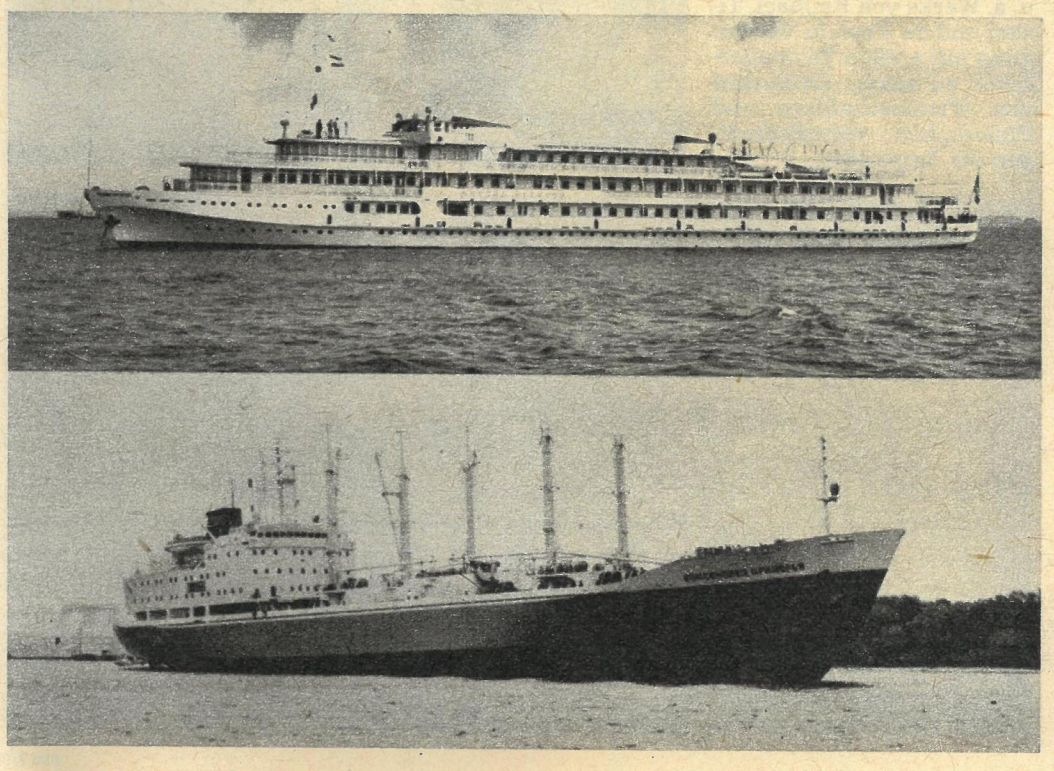
Den 30. Dezember 1918 bezeichnete Fritz Heckert als den bedeutendsten Tag in seinem Leben. Als Vertreter des Chemnitzer Spartakusbundes sprach er auf dem Gründungsparteitag der KPD von der Notwendigkeit einer Arbeiterpartei, die wieder fest auf dem Boden von Marx und Engels stehen sollte, und schlug vor, sie „Kommunistische Partei Deutschlands (Spartakusbund)“ zu nennen. – Fritz Heckert wurde am 28. März 1884 in Chemnitz geboren. Nach Beendigung der Maurerlehre trat er der SPD und der Gewerkschaft bei und war durch sein konsequentes Einstehen für die Rechte der Arbeiter sehr bald in den Augen der Reformisten und Opportunisten ein „Stänker und Anarchist“. In der Schweiz lernte er 1908 Lenin kennen, dessen Erkenntnis von der Notwendigkeit einer Partei neuen Typus er sich zu eigen machte. Fritz Hekkerts Kampf wurde von einem wesentlichen Grundsatz geleitet, den Marx, Engels und Lenin stets hervorhoben: Dem gut organisierten Monopolkapital muß eine einheitliche, starke und schlagkräftige Gewerkschaftsbewegung entgegengestellt werden. „Der Gewerkschaftskampf kann nur dann mit Erfolg geführt werden, wenn er als Teil des großen Klassenkampfes zur Befreiung der Arbeiter aus der kapitalistischen Knechtschaft überhaupt geführt wird“, schrieb er. Der Kommunist Heckert, Mitglied der Zentrale der KPD, wurde 1921 in das Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale gewählt (das Foto entstand auf dem IV. Kongreß 1922), und in dieser Tätigkeit in Moskau traf er des öfteren mit Lenin zusammen. Diese Stunden zählten zu den eindrucksvollsten und lehrreichsten seines Lebens, bekannte Heckert. Die Sowjetunion wurde zu seiner letzten Heimat. Am 6. April 1936, buchstäblich wenige Stunden vor seinem plötzlichen Tod, rief er in einer Versammlung aus: „Wir werden nicht ruhen und rasten, bis wir die Schlacht gegen Faschismus und Krieg, für Frieden und die Sache der Arbeitenden gewonnen haben.“ Tausende Moskauer erwiesen ihm die letzte Ehre, als er, der deutsche Arbeiterführer und Internationalist, an der Kremlmauer in Moskau beigesetzt wurde.

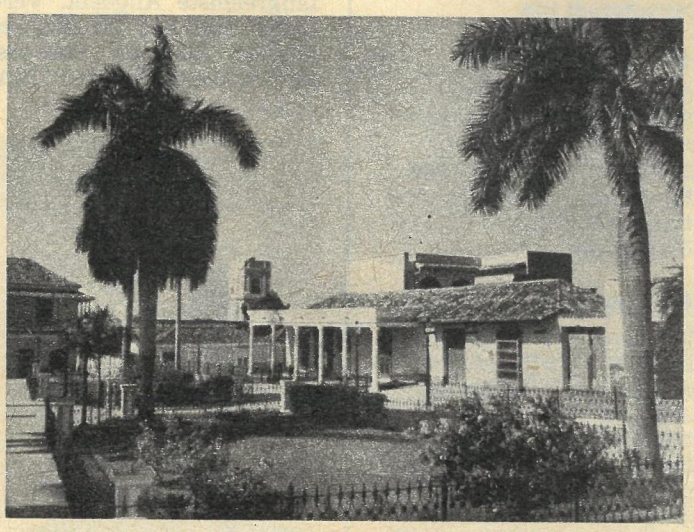
Hans Bergmann

Der Erste und der Jüngste

Die 6800 Schiffbauer der Mathias-Thesen-Werft in der alten Hanse- und Hafenstadt Wismar, die Schiffe in großen Serien zu Wasser bringen – vor allem für den Hauptkunden UdSSR –, erinnern sich dieser Tage eines denkwürdigen Moments in ihrer mehr als drei Jahrzehnte währenden Schiffbaugeschichte: Vor genau 30 Jahren, Ende März, ging von ihrem Werftkai das erste Binnenfahrgastschiff – von später insgesamt 49 – auf Jungfernreise. Die „Valeri Tschkalow“ (oberes Bild: das 15. Schiff dieser Serie, „Michail Kutusow“), benannt nach dem legendären Langstrecken- und Nordpolflieger, war überhaupt das erste Export-Neubauschiff der jungen DDR-Werftindustrie für die Sowjetunion; sein Heimathafen wurde Krasnojarsk am Jenissej. Seither liefen von der Wismarer Helling mehr als 250 Schiffe vom Stapel – bewährt unter der Flagge von fünfzehn Ländern. Das Kühl- und Transportschiff der Kristall-Serie, die „Motorski Saliw“ (unteres Bild: ein Transporter gleichen Typs), wird nächstens als 190. Schiff aus Wismar das rote Banner an der Flaggenleine aufheißen, bevor es über drei Ozeane zu seinem künftigen Heimathafen Wladiwostok fährt. Den Binnenfahrgastschiffen des ersten Werftjahrzehnts, vergleichsweise noch bescheiden mit ihren rund 340 Tonnen Tragfähigkeit, folgten bis Anfang der siebziger Jahre zwei, im Weltschiffbau seinerzeit spektakuläre Großserien von See-Passagierschiffen, zunächst für 340 Passagiere (Typ „Michail Kalinin“, 19 Schiffe) sowie die fünf Kreuzfahrtschiffe und Transozeanliner für rund 700 Passagiere der „Iwan Franko“-Klasse. Gegenwärtig bestimmen 23 000-Tonnen-Mehrzweckfrachter, 9600-Tonnen-Kühl- und Transportschiffe, vorwiegend für die UdSSR-Hochseefischerei, sowie Ro/Ro-Frachter das Bauprogramm der Wismarer Werft, die im 35. Jahr der Republik acht weitere Schiffe übergeben wird.

Helmuth Dietrich





Der zweite Kolumbus

Die Stadt Trinidad auf Kuba gilt als Mekka nicht nur für ausländische Besucher der Antilleninsel. Sie ist geprägt vom kolonialen Baustil der spanischen Eroberer und von einem Mann, dem Trinidad seine Popularität verdankt: Alexander von Humboldt, der von seinen Zeitgenossen als „Wiederentdecker Amerikas“, als „zweiter Kolumbus“ bezeichnet wurde. Drei Jahrhunderte nach Kolumbus war Humboldt im Jahre 1800 zu seiner ersten Südamerikaexpedition aufgebrochen, in deren Verlauf er auch in Havanna und Trinidad wohnte und umfassende Untersuchungen auf Kuba anstellte. Die „Königin der Antillen“, wie die Spanier die Insel wegen ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit nannten, bot interessante Studienmöglichkeiten für den deutschen Gelehrten, dem an der Stelle seines Wirkens in Trinidad ein Museum (unser Foto) gewidmet ist. Hier wird mit zahlreichen Exponaten belegt, wie universell Humboldts wissenschaftliches Wirken war. In seinen Büchern tritt er als engagierter Verfechter der Unabhängigkeit der unterdrückten Völker Lateinamerikas ein. Die Forschungen über Humboldt sind längt nicht abgeschlossen. Eine enge Verbindung der kubanischen Akademie der Wissenschaften zu Einrichtungen der DDR wird dazu beitragen, den gesamten Umfang seiner Verdienste für die Entwicklung der lateinamerikanischen Völker zu erschließen. So gibt es beispielsweise seit langem den Austausch neuester Veröffentlichungen zu seiner Person und seinem Wirken. Und wenn Anfang Mai in der DDR die Humboldt-Ehrungen anläßlich seines 125. Todestages stattfinden, werden natürlich gern gesehene Gäste von der Antilleninsel dabeisein.

Detlev Hohner

65 Jahre Baschkirische ASSR

● Territoriales

Baschkirien, 143 600 Quadratkilometer groß, liegt im europäischen Teil der RSFSR, an der Grenze zwischen Europa und Asien; Hauptstadt Ufa.

● Bevölkerung

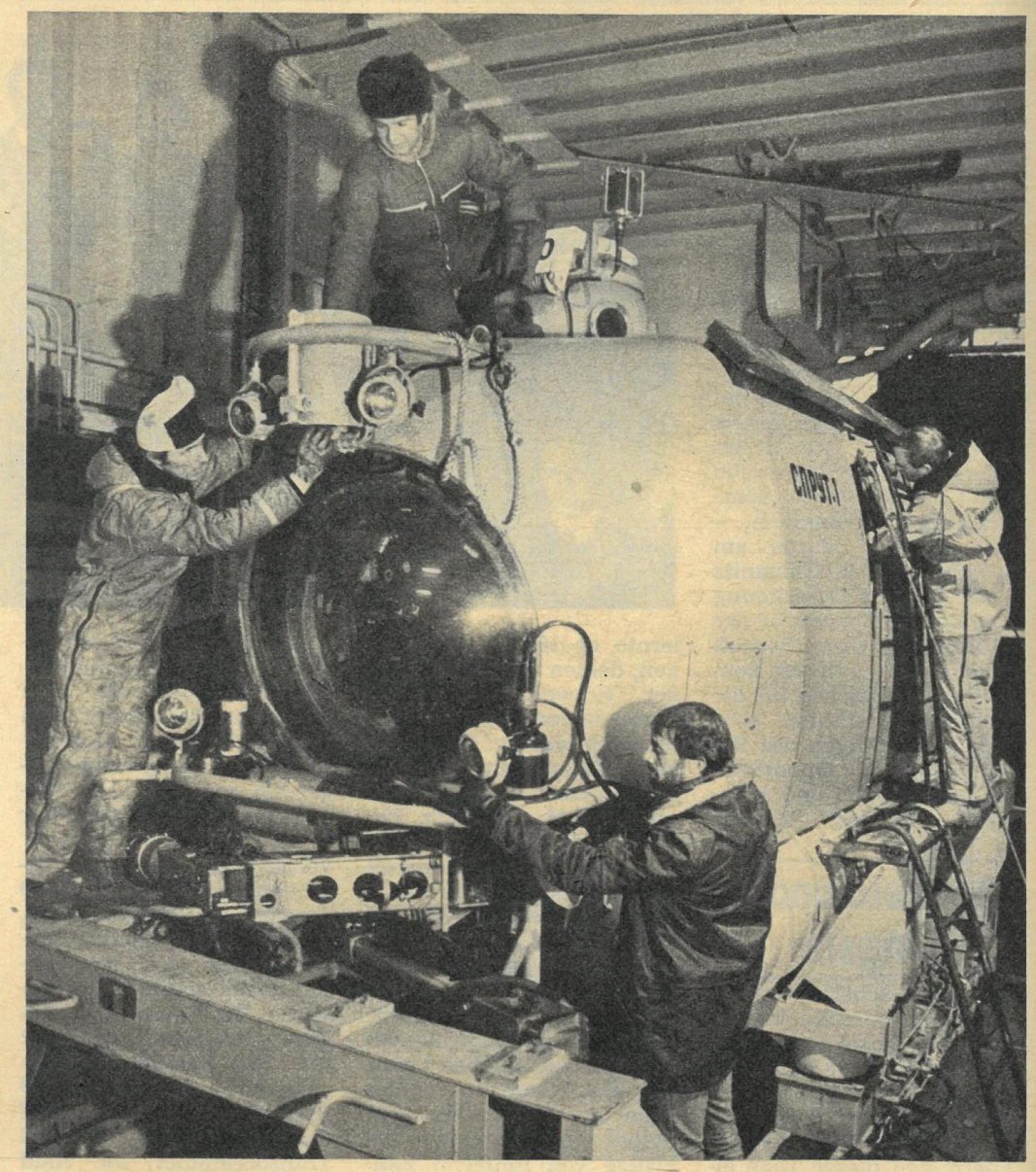
1939: 3 144 700; 1940: 3 226 000; 1959: 3 340 000; 1970: 3 818 000; 1979: 3 849 000; 1982: 3 876 000 Einwohner, davon sind ihrer Nationalität nach 1 371 000 Baschkiren.

● Chronik

Im 10. bis 13. Jahrhundert betrieben die Baschkiren nomadisierende Viehzucht, Jagd, Fischfang und Waldbienenzucht; gleichzeitig begannen sich feudale Beziehungen herauszubilden. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts wurden die westlichen Stämme von den Bulgaren unterworfen, die östlichen blieben selbständig. 1236 eroberten die Mongolen das baschkirische Gebiet. Nach dem Zerfall der Goldenen Horde gerieten die Baschkiren im 15. Jahrhundert unter die Herrschaft der Nachfolgestaaten: Nogaier Horde, Chanat Kasan und Sibirisches Chanat. Nach der Einnahme von Kasan durch russische Truppen wandte sich der russische Zar Iwan IV. („Der Schreckliche") 1552 auch an die Baschkiren, dem russischen Reich beizutreten. Bis 1557 schloß sich der größte Teil Baschkiriens freiwillig Rußland an. Im 16. Jahrhundert hatte sich das baschkirische Volk – bestehend aus einer finnougrischen Grundbevölkerung und turksprachigen Stämmen – endgültig konsolidiert... Im 19. Jahrhundert verursachten die koloniale Unterdrückung durch den Zarismus und die massenhafte Ansiedlung russischer Bauern, die den Landbesitz der Baschkiren kolos-

Tauchlabor

Letzte Vorbereitungen für den Unterwassereinsatz von „Sprut". Dieses neue sowjetische Tauchgerät ist ein mit modernster Technik ausgerüstetes autonomes Unterwasserlabor und speziell für den Einsatz am nordpolaren Festlandsockel bestimmt. In Tiefen bis zu 400 Metern sind die Aquanauten Helfer der Geologen. Sie untersuchen, ob es sich um höffige Segmente handelt, kontrollieren das Absenken schwimmender oder seegrundgebundener Bohrinseln.

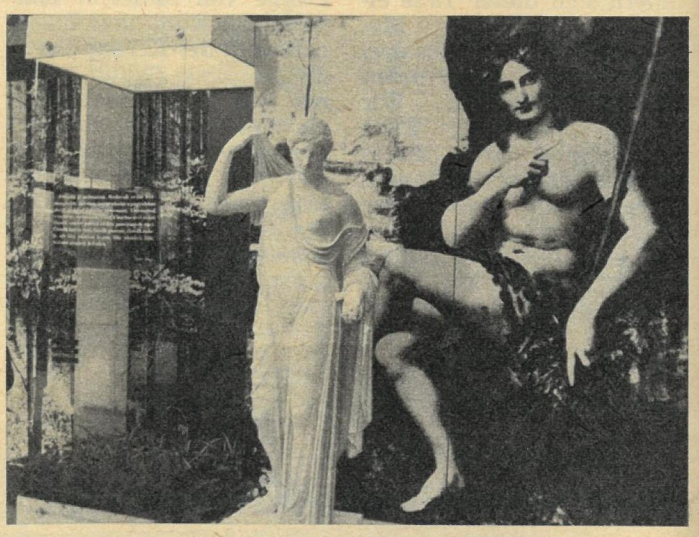


Winterausblick

Eleganz aus Breitschwanzkarakul und Weißfuchs auf der 96. Internationalen Pelzmesse in Leningrad. Der sowjetische Repräsentant SOJUS PUSCHNINA (hier ein Modell) hatte mit 2,5 Millionen Fellen das umfangreichste Angebot. Vertreter von 250 Pelzfirmen aus 25 Ländern Europas und Asiens sowie den USA zeigten ihre Kollektionen.

Kunstgenuß

Ausstellung zum 35. Jahrestag der Gründung des tschechoslowakischen Friedensrates in Prag. Ihr Ziel ist die Darstellung der Friedensideen in Gemälden und Skulpturen vergangener Jahrhunderte sowie der Gefahr für das kulturelle Menschheitserbe. So sind u. a. Werke von Raphael, Tizian und da Vinci in Verbindung mit antiker Bildhauerkunst zu sehen. Gedanken von Wissenschaftlern und Philosophen vervollständigen die Exposition.



Rettungsader

Der Seewansee, die „Perle Armeniens", kann als gerettet gelten. Die Gefahr der Austrocknung dieses Hochgebirgsgewässers, das bisher mehr als 17 Meter Pegelstand verlor, wurde gebannt. Nach Inbetriebnahme eines unter enormen geologischen Schwierigkeiten errichteten Zuflußsystems stabilisierte sich der Wasserspiegel; seit 1980 stieg er um 26 Zentimeter. Am Anschluß eines weiteren Bergflusses an die „Transfusionsader" wird intensiv gearbeitet.

Schachspaß

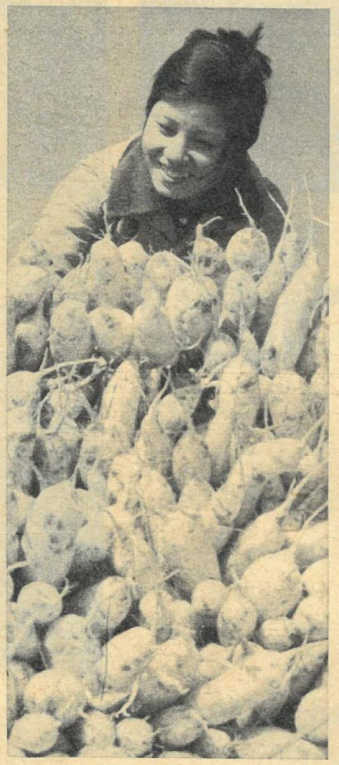
Zum Lehrplan der Abc-Schützen in der 145. Leningrader Schule gehört seit kurzem der Schachunterricht. Die Kinder werden in die Grundlagen des alten Brettspiels eingeführt, das nach Meinung der Pädagogen logisches Denken, Vorstellungs- und Konzentrationsvermögen fördert. Die Schulanfänger haben vor allem Spaß, und das jüngste Turnier „Weißer Turm" war für sie mehr Vergnügen als Anstrengung.

Kapitänspatent

Nicht in seiner Badewanne, sondern im internationalen Schwimmsport ist Wladimir Salnikow unumstrittener Kapitän. Als dreifacher Freistil-Weltrekordler trat der Leningrader auf die Schwelle zur olympischen Saison 1984, in der er vor allem jenen grandiosen 1500-m-Sieg von Moskau '80 verteidigen muß. Damals schwamm er als erster Krauler der Welt weniger als 15 Minuten. Unter diese Viertelstunden-Grenze folgte ihm bisher noch keiner, nur er selbst wurde immer schneller. Im Vorjahr war er bei 14:54,76 Minuten angelangt – fünfzehnmal hintereinander 100 m in 59,65 Sekunden.

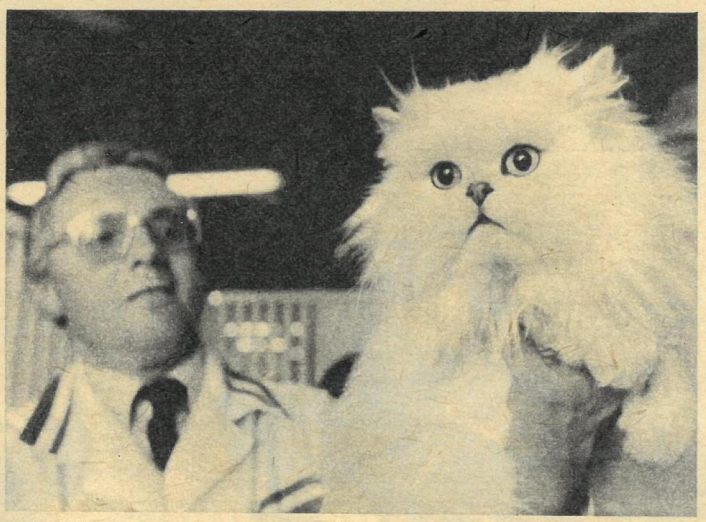
Vitaminberg

Cai cu heißen diese Rübchen, eine vitaminreiche Rettichart, die in der Provinz Hai Hung, südöstlich von Hanoi, gedeiht. Traditionsgemäß besteht die Nahrung der Vietnamesen zu 70 bis 80 Prozent aus Gemüse. Deshalb sollen in diesem Gebiet 1984 zu den bisherigen 50 000 Hektar Wintergemüse weitere 8000 hinzukommen.



Laserzeitung

Im Versuchsstadium, kombiniert mit erstem praktischem Einsatz in einer chinesischen Zeitung (unten) befinden sich eine Laserlichtsatzapparatur und ein computergesteuertes Wortbearbeitungssystem. Wissenschaftler aus Shanghai haben dieses Verfahren entwickelt. Mit einem Leuchtstift (daneben) werden Schriftzeichen eingegeben, worauf die entsprechenden Typen aus dem 20 000 Zeichen umfassenden Datenspeicher abrufbar sind.



Katzentreff

Wie die Perserdame Chinchilla genossen weitere 561 Siam-, Karthäuser-, Rex- und andere Rassekatzen den Besucherrekord auf einer internationalen Ausstellung in Prag, die erste dieser Art in der tschechoslowakischen Hauptstadt. Das Zuhause der Schönheiten waren Ungarn, Polen, die ČSSR, die DDR, Österreich, die BRD und Westberlin. Gleich großen Erfolg verspricht eine weitere Ausstellung, die für Ende März in Bratislava geplant ist.

sal verringerten, heftige Auseinandersetzungen. Die in Ufa in der Verbannung lebenden Sozialdemokraten förderten die Entwicklung der revolutionären Arbeiterbewegung. Während der Revolution von 1905/07 brachen Streiks aus. Auch die Bauern schlossen sich der Revolution an. Am 26. Oktober (8. November) 1917 wurde in Ufa die Sowjetmacht proklamiert. Anfang Juli 1918 begann auf dem Territorium Baschkiriens der Bürgerkrieg; zeitweise konnten konterrevolutionäre baschkirische Nationalisten die Macht an sich reißen. Am 20. März 1919 wurde nach schweren Kämpfen die Baschkirische Autonome Sozialistische Sowjetrepublik (ASSR) im Rahmen der RSFSR gegründet – als erste autonome Sowjetrepublik im Verband der RSFSR.

● Wirtschaft

Industrieerzeugnisse der Baschkirischen ASSR werden in 90 Länder der Welt geliefert: Großkipper, Werkbänke, Kabel, Kautschuk, synthetische Öle; 1980 förderten die Erdölarbeiter Baschkiriens die milliardste Tonne seit Erschließung der Lagerstätten. In der Landwirtschaft dominiert der Getreide- und Kartoffelanbau, außerdem wachsen Zuckerrüben, Sonnenblumen, Lein, Hanf. In der Viehzucht beschäftigen sich die Baschkiren besonders mit Schafen und Pferden; weltberühmt ist ihre Bienenzucht.

● Gedicht

von Mustai Karim: Mein Lebensstolz beruht auf alten Rechten, / Die unser und der Russen Schicksal schuf, / Weil beider Stämme Wurzeln sich verflechten / Seit vier Jahrhunderten in Tat und Ruf.

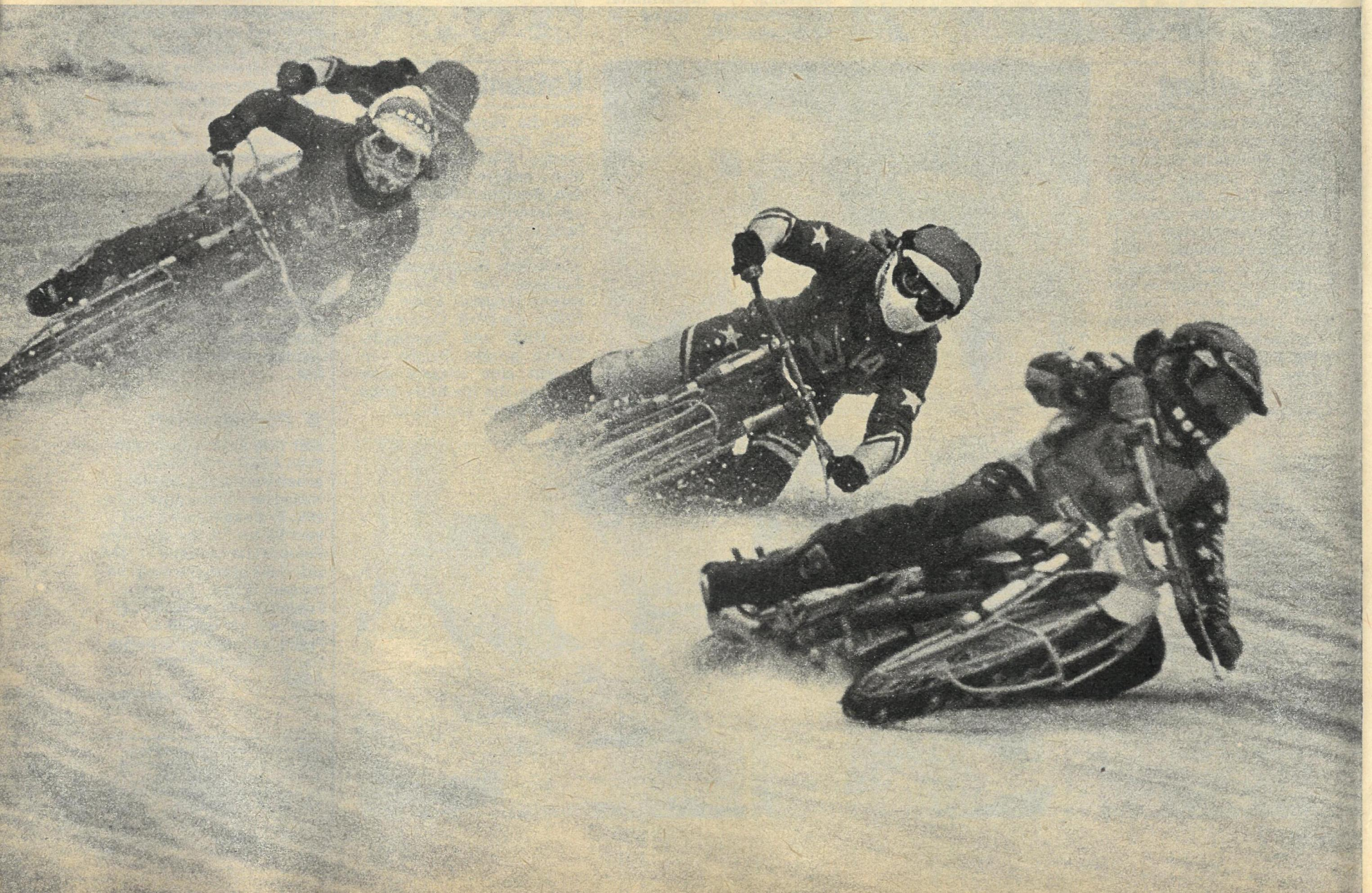
● Partnerschaft

Seit 1966 hat die Baschkirische ASSR enge Partnerschaftsbeziehungen zum Hallenser Chemiearbeiterbezirk. In diesem Jahr findet vom 13. bis 18. Mai die dritte Freundschaftswoche im Bezirk Halle statt. Sie steht unter dem Motto: „Für feste Freundschaft zwischen der DDR und der UdSSR – Freundschaftswoche Bezirk Halle – Baschkirische ASSR".

Gisela Reller

Redaktion: Anke Fleischer; Fotos: TASS/J. Belinski, N. Adamowitsch, S. Maisterman, I. Utkin; APN/ B. Uschmaikin; ZB/VNA, ČTK (2), Xinhua; Karte: Jochen Arfert

Spitzen-Tanz im Eisoval



Bei klirrendem Frost betreten sie die Szene: die Matadore des Eisspeedway, die durch die Arenen donnern, wenn die anderen Motorspezialisten Ruhepause haben. Seit 1966 eröffnen sie in dieser Disziplin die Saison mit dem Kampf um die Weltmeisterschaft.

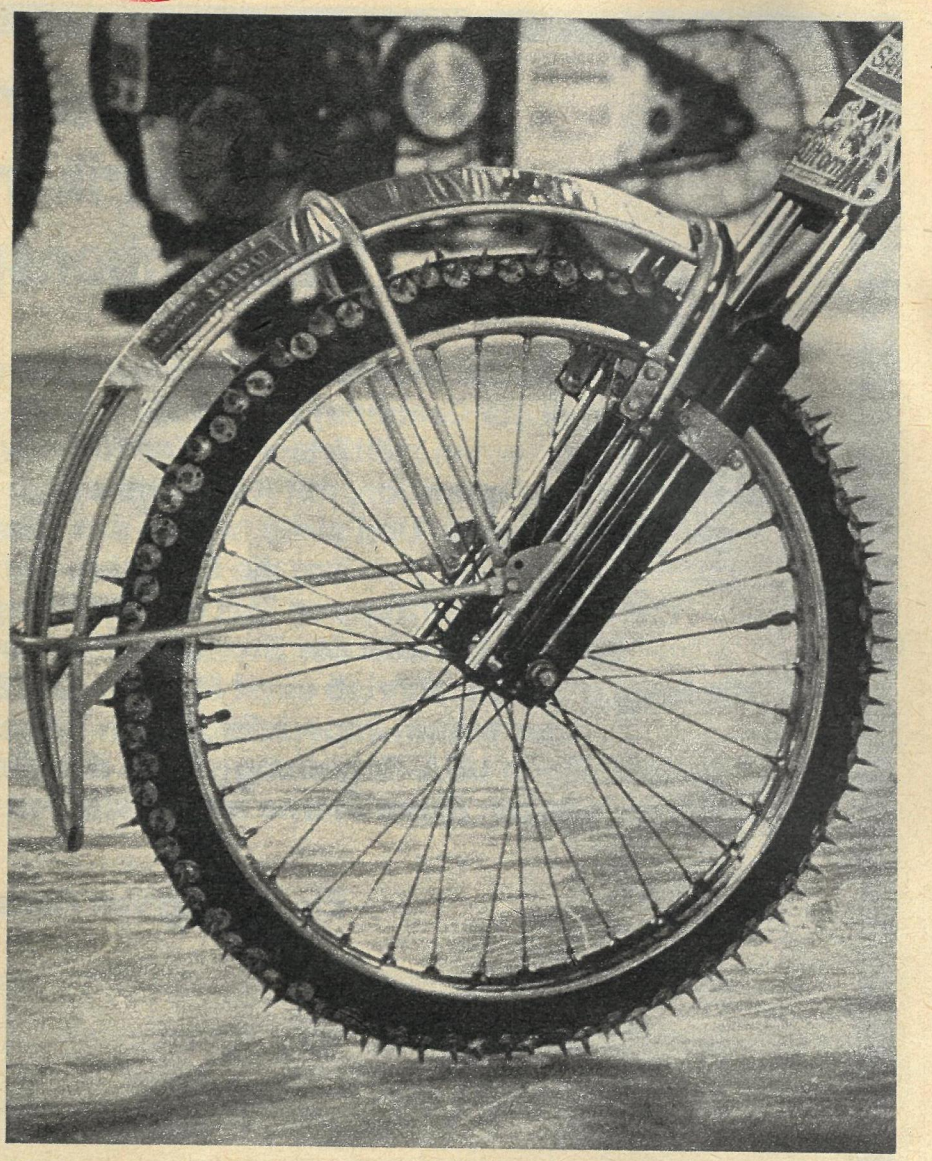
Im Moskauer Zentralen Lenin-Stadion trugen sie vor kurzem das Finale der 19. Titelkämpfe aus. Nach zweimal 20 Läufen hatte der Schwede Erik Stenlund vor Anatoli Bondarenko – Weltmeister 1979 und 1980 – und Vitali Russkich, beide UdSSR, die Nase vorn und den Titel 1984 in der Tasche (Foto unten links). Nach den beiden ČSSR-Fahrern Antonín Svab (1970) und Milan Spinka (1974) war Stenlund damit der Dritte, dem es gelang, eine beispiellose sowjetische Weltmeisterserie zu durchbrechen. Unerreicht sind nach wie vor Gabdrachman Kadirow mit sechs und Sergej Tarabanko mit vier Titeln, errungen zwischen 1966 und 1973 bzw. 1975 bis 1978.

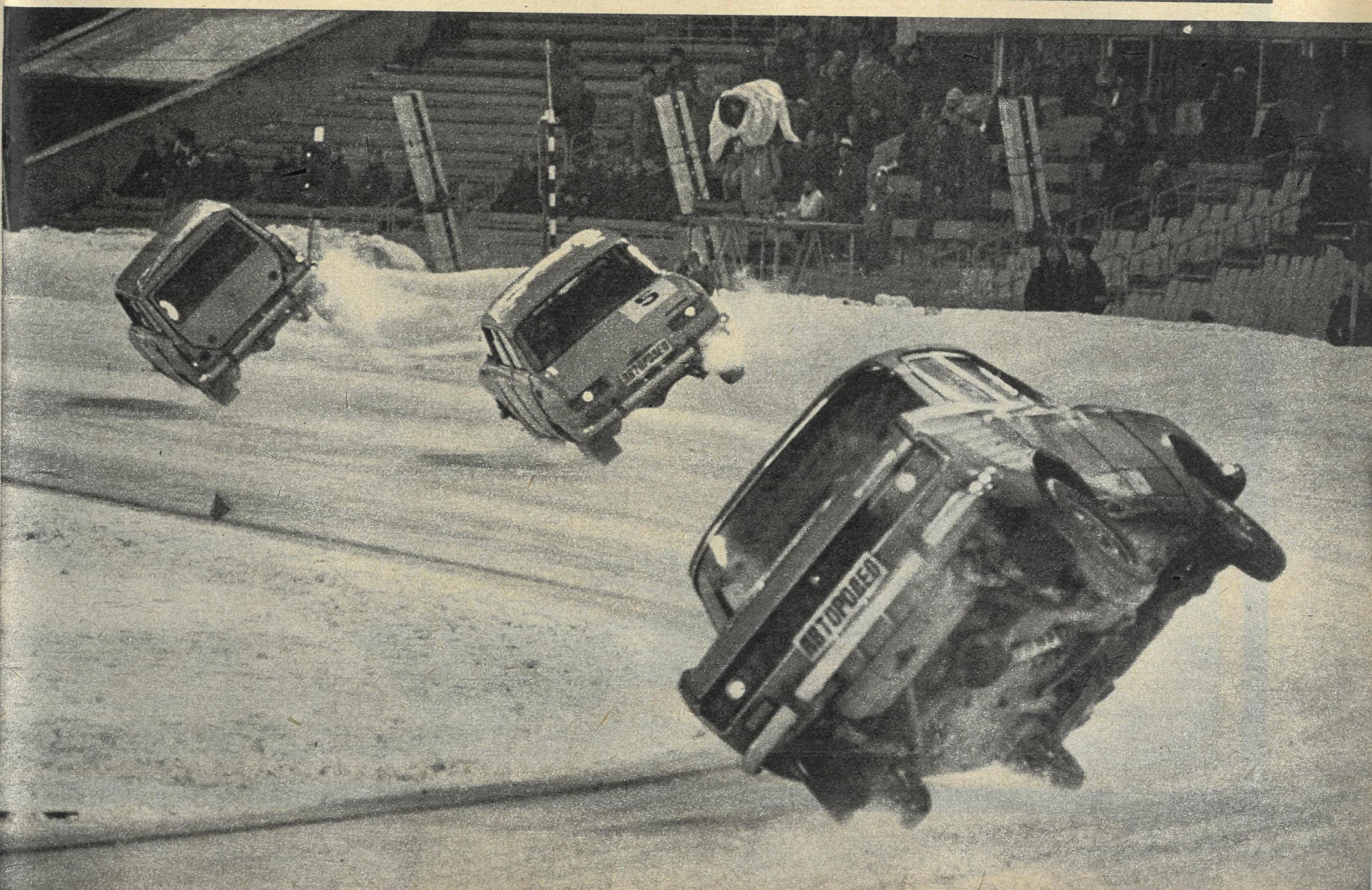
Wie Eishockey ist auch Eisspeedway in der Sowjetunion eine besonders populäre Sportart. Perfekt präparierte Technik, hervorragende Kondition, Wagemut und Reaktionsvermögen locken die Zuschauer zum Spitzentanz im Eisoval. In unglaublicher Schräglage jagen die Fahrer um die 380 Meter lange Bahn, die in den Geraden 12 Meter und in den Kurven 17 Meter Breite mißt. Sie scheinen die physikalischen Gesetze der Schwer- und Fliehkraft aufzuheben. Exzellentes sportliches Können entschleiert das Geheimnis.

Die mit Stahlspikes gespickten Reifen (Foto rechts) krallen sich in das Eis. Sechzig PS treiben die Halbliter-Jawa-Maschinen vorwärts. Die Spikes, vorwiegend auf der linken Pneuseite angebracht, ermöglichen die extreme Kurvenhaltung. Die Fahrer schleifen dabei mit dem linken Knie direkt über das Eis, ein Stück Autoreifen dient als Polster. Derart forsches und rasantes Tun erfordert weiteren Schutz: Die Anzüge sind aus derbem Leder gefertigt, den Kopf umkleidet ein Vollhelm. Eine Brille und mehrere in Spiralfedern davorgeklemmte Visiere schützen die Augen vor den harten Eiskristallen, die die Vorausfahrenden aufwirbeln. Die Reifen sind von einer Gitterkonstruktion zuverlässig ummantelt. Sollten sich nach einem Sturz Fahrer und Motorrad selbständig machen, werden sie von Schneewällen am Bahnrand weich aufgefangen.

In den Rennpausen servierten Moskwitsch-Piloten einen anderen optischen Leckerbissen: Autorodeo (Foto unten rechts) – eine Stadionjagd auf zwei Rädern.

Eberhard Pester (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)



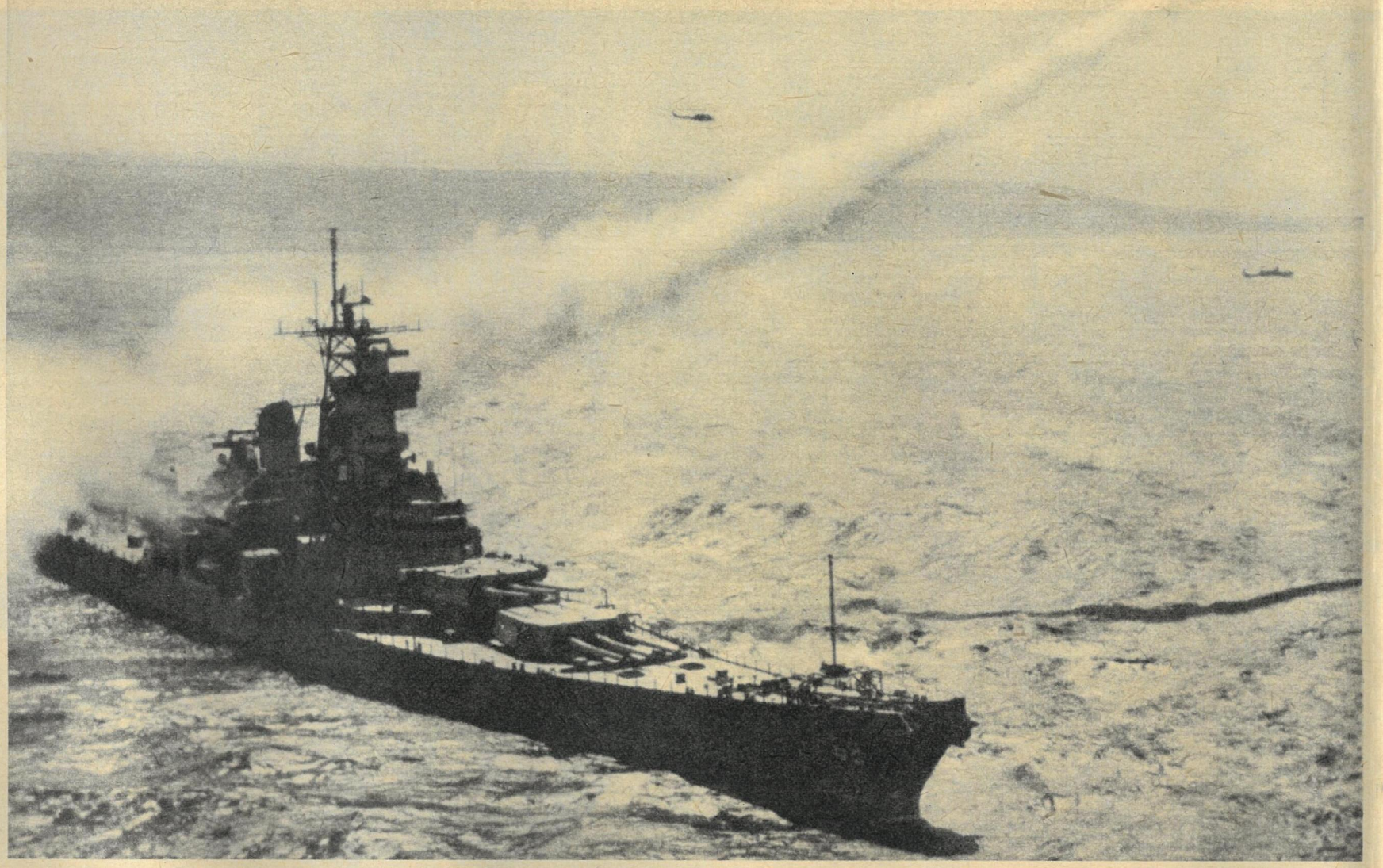


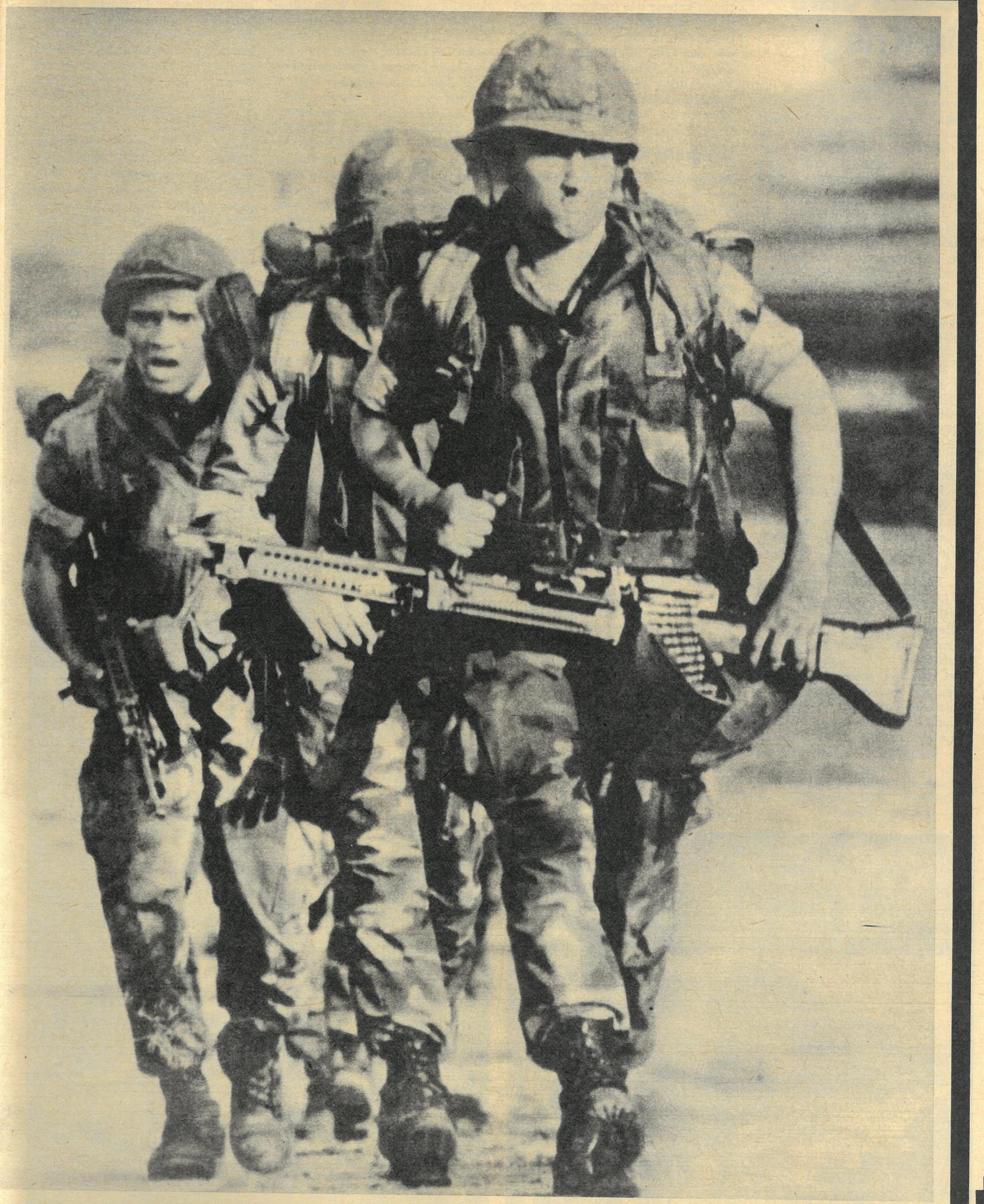
Die Jahrhundertbilanz amerikanischer Interventionspolitik:

Jedes Jahr ein Krieg

Seit 1898 bis heute (Fotos: die Kanonade Beiruts und der Überfall auf Grenada) trugen die USA in jedem Jahr mindestens einen militärischen Konflikt aus; als offene oder verdeckte Operation, mit Kanonenbooten oder durch geheime Truppen. Und stets, wohin das Sternenbanner auch gelangte, folgten ihm die Emissäre der Monopole, die den Eingreiftruppen Ziel und Richtung gewiesen hatten. Anstelle der Sterne sollten Totenschädel die Flagge zieren, schrieb einst Mark Twain, Beobachter der ersten imperialistischen Raubzüge. Doch die jeweiligen USA-Regierungen, die den Marschbefehl erteilten, priesen diese Sterne als Sendboten des Lichts.

Ein Beitrag von Hans Bergmann





Jedes Jahr ein Krieg

Die sprichwörtliche Erfahrung des amerikanischen Volkes mit den Gepflogenheiten seiner Regierungen besagt: Niemals wird so viel gelogen wie nach einer Jagd, vor einer Wahl und während eines Krieges. Daran wurden manche Kommentatoren und Journalisten auf einer Pressekonferenz erinnert, als am Tage der Grenada-Invasion der Präsident die „Argumente" für seinen Aggressionsbefehl lieferte. Nach seinen Worten war Grenada ein sowjetisch-kubanisches Bollwerk zur „Unterminierung von Demokratie", ein Geiselort amerikanischer Bürger; die Vereinigten Staaten hätten „gerade noch rechtzeitig" in einem „brillanten Feldzug" der Gefahr vorgebeugt, die Karibik zum Tummelplatz „sowjetischer Machtgelüste" werden zu lassen.

Sollte eine winzige Insel für die USA eine Bedrohung gewesen sein? Einige Zuhörer zeigten Zweifel, die sich bestätigten, als sie nach Tagen den Kriegsschauplatz betreten durften. Die Fakten sind bekannt, die internationale Presse hat sie veröffentlicht: Die „waffenstarrende Festung" hatte außer einer Handvoll Waffen nur Gewehre aus der Jahrhundertwende zu bieten; die Landebahn für sowjetische Militärflugzeuge – im übrigen von westeuropäischen Firmen errichtet – erwies sich als schlichte Piste für touristische Verkehrsmaschinen. (Erst die USA haben jetzt diesem Flugplatz eine militärische Funktion zugewiesen.) Die über tausend kubanischen Militärs waren lediglich einige hundert Lehrer, Techniker, Ingenieure, Bauarbeiter und Ärzte; die angeblichen Geiseln wurden erst gefährdet, als die amerikanischen Marinesoldaten das Feuer eröffnet hatten.

Seit gut hundert Jahren ist die Marineinfanterie das Instrument einer Politik, die von Präsident Theodore Roosevelt im Jahre 1904 zur Doktrin des „Big Stick", des „Großen Knüppels" erhoben wurde. Die Verkündung dieser für die USA richtungsweisenden Doktrin „feiert" ihr achtzigjähriges Jubiläum.

Der große Knüppel

Nachweislich haben die Marines ihre Vollbeschäftigung rund um den Globus angetreten, als sich in den USA Ende des 19. Jahrhunderts grundlegende Veränderungen vollzogen hatten. Der Kapitalismus hatte seine Jungfräulichkeit verloren und sich zum Imperialismus gemausert, und Namen wie Rockefeller, Du Pont, Morgan, Mellon hingen wie Besitzsiegel vor den Reichtümern des Landes. Der Binnenmarkt war für diese „großen Familien" zu eng geworden, und angehäuftes Kapital zog es in Gebiete, wo Naturreichtümer lockten und es unbeeinflußt von Streiks und gewerkschaftlichen Forderungen Profit hecken konnte.

Dem Machtanspruch des Geldadels gab Senator Albert J. Beveridge im April 1898 seine Stimme: „Wir werden eine Kriegsmarine aufbauen, die unserer Größe entspricht. Große Kolonien, die sich selbst verwalten, unsere Fahne führen und mit uns Handel treiben, werden aus unseren Handelsniederlassungen erwachsen. Auf den Flügeln unserer Wirtschaft wird unsere Lebensweise unserm Handel folgen. Und amerikanische Zivilisation und die amerikanische Flagge werden sich an Küsten entfalten, die, so lange von Verdammnis und Dunkelheit umfangen, hinfort durch die Werkzeuge Gottes schön und hell sein werden."

Wozu bedarf es zum Handel einer Kriegsmarine? Wozu die Fahne in fremden Boden pflanzen, wenn eine auf Freundschaft und gleichberechtigten Handel gerichtete Diplomatie genügt hätte? Wozu „amerikanisches Gesetz, amerikanische Ordnung und amerikanische Zivilisation" in Länder tragen, die eigenes Gesetz, eigene Ordnung und eigene Zivilisation geprägt hatten? Senator Beveridge machte deutlich, daß die expandierenden Monopole nicht gewillt waren, Rücksicht auf Wünsche und Vorstellungen ihrer künftigen „Handelspartner" zu nehmen. Ein messianisches Sendungsbewußtsein wurde verkündet, erfüllt von der Idee der rassischen Überlegenheit des weißen Mannes, dem es oblag, in die „Verdammnis und Dunkelheit" Licht zu bringen. Der Ruf: „Vorwärts, christliche Soldaten" wurde zum Schlachtruf im Kampf um Profit.

Der „Gegner" vor der amerikanischen „Haustür" – die spanischen Kolonien Kuba, Guam, Puerto Rico und die Philippinen – war längst ausgemacht, die Heiligsprechung des geplanten Krieges lieferte der amerikanische Präsident höchstpersönlich. Mitte April 1898 teilte der 25. Präsident der USA, McKinley, seiner Umgebung mit, daß er in der Nacht mit dem Himmel ein Zwiegespräch geführt habe, in dessen Ergebnis er beschloß: „Es bleibt uns nichts anderes übrig, als sie alle zu nehmen." „Sie alle" – das waren die genannten spanischen Kolonien. Der erste imperialistische Eroberungskrieg der USA hatte von Beginn an „Gottes Segen", und die Marines wurden zu „Werkzeugen Gottes" erklärt. Von nun an sollte jede US-Aggression von einer unerträglichen Rhetorik begleitet werden, die sich bis heute nicht geändert hat. So gibt Präsident Reagan seiner kriegerischen Einmischungspolitik in Grenada, Nikaragua und im Libanon eine höhere Weihe: „In unsere Hände hat Gott das Schicksal einer bedrängten Menschheit gelegt."

„Ich will nicht nach Frieden rufen, solange es in der Welt die Sünde und das Böse gibt."

Sagte Präsident Woodrow Wilson und ließ 1918 bei der Intervention in Sowjetrußland Tausende Kommunisten ermorden.

„Die eine Art zu leben gründet sich auf den Willen der Mehrheit und zeichnet sich... durch Freiheit von Zwang aus."

Sagte Präsident Truman und befahl 1947, den griechischen Volksaufstand im Blut zu ersticken.

Die großen Familien

Es fand sich ein Präsident – zuvor hatte er als Chef einer Kavallerietruppe an der Eroberung Kubas teilgenommen –, der in aller Deutlichkeit aussprach, daß die USA ein **Recht auf Krieg** habe. Theodore Roosevelt verkündete 1904: „Jedes Land, dessen Bevölkerung sich gut beträgt, kann mit unserer herzlichen Freundschaft rechnen. Wenn ein Staat beweist, daß er in politischen und sozialen Angelegenheiten vernünftig und anständig zu handeln versteht, wenn er die Ordnung in seinem Gebiet aufrechterhält und seinen Verpflichtungen nachkommt, so hat er keinen Grund, irgendeine Intervention seitens der Vereinigten Staaten zu befürchten... Aber ein Zustand chronischer Revolution oder Machtlosigkeit, der zu einer allgemeinen Lockerung der gesellschaftlichen Bande führt, kann in Amerika wie auch anderswo die Intervention einer zivilisierten Gesellschaft erforderlich machen..." Erstmals wurde ausgesprochen, daß die USA sich das Recht zur „internationalen Polizeigewalt" nähmen, wann immer sie es für richtig hielten.

Länder, vor deren Küsten US-Kanonenboote kreuzten, mußten nicht lange rätseln, gegen welche „Vernunft" und „Anständigkeit", gegen welche „Verpflichtungen" sie verstoßen hatten. Sie waren bereits eingestuft in den „Zustand chronischer Revolution", weil sie es wagten, den Dollarimperialismus abzuwehren oder gar abzuschütteln. Allein schon die Bemühungen, aus dem Diebesgut der Monopole einige wenige Brocken einzubehalten, um dem Land ein Minimum an sozialer Gerechtigkeit gewähren zu können, galt als eine „Lockerung der gesellschaftlichen Bande". Und die „zivilisierte Gesellschaft" schiffte ihre Marineinfanterie ein: 1903 landeten US-Truppen in Honduras; 1904 rissen die USA die Panamakanalzone an sich; im gleichen Jahr suchten sie die Dominikanische Republik heim; 1906 überfielen sie wiederum Kuba; 1907 standen sie abermals in Honduras, 1910 in Nikaragua; 1912 betraten sie erneut Kuba; 1914 machten sie einen Sprung nach Haiti und räumten sozusagen auf dem Weg nochmals die Dominikanische Republik auf; 1914 bis 1917 okkupierten sie den mexikanischen Hafen von Vera Cruz und kämpften gegen die mexikanische Revolution; 1915 fielen die US-Truppen wiederum in die Dominikanische Republik ein und hielten sie für Jahre besetzt; 1918 überfielen sie Sowjetrußland; 1920 landeten sie in Guatemala und 1927 in China. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde 1947 Griechenland das erste Opfer eines erneuten Interventionismus; es folgten der Krieg in Korea 1950 bis 1953, die CIA-Invasion in Guatemala 1954, der Einfall in Libanon 1958, der Einmarsch in Santo Domingo 1965, der Vietnam-Krieg 1954 bis 1975... und schließlich die Okkupation von Grenada.

Das sind nur einige der spektakulärsten Kriegsoperationen der USA. Allein nach Beendigung des zweiten Weltkrieges sind nicht weniger als 263mal US-Streitkräfte für die Durchsetzung globalstrategischer Ziele eingesetzt worden. Mit den Truppen schritten stets unsichtbar große Konzerne wie die Standard Oil, die United Fruit Company, der Zuckertrust, die Guggenheims, Melons, die ITT... Selbst wenn die „großen Familien" nicht immer die unmittelbaren Auftraggeber waren, die Profiteure blieben sie letztendlich immer, denn die „befreiten" Länder zogen magisch das Kapital an, zur Eroberung der Rohstoffquellen, der Märkte, zur Ausplünderung einheimischer Arbeitskräfte und Industrien. So streifte im Troß der US-Interventen 1918 eine „Russische Abteilung des Kriegshandelsrates" durch den Fernen Osten Sowjetrußlands und raubte im Namen der US-Monopole Industriebetriebe, Bodenschätze, Wälder, das Verkehrswesen und steckte Trassen ab zur künftigen Erschließung von Bodenschätzen und ihrer industriellen Nutzung. Doch es war ein erfolgloses Unterfangen. Die Vertreibung dieser modernen Raubritter durch den vollständigen Sieg der Oktoberrevolution wurde zum Wendepunkt im Vormarsch der USA ins „amerikanische Jahrhundert", wie sie es selbst nannten.

Die große Lüge

„Jeder Arbeiter, der gegen die Bolschewiki ist, steht sich selber im Licht, spuckt sich selber ins Gesicht", sagte 1919 der amerikanische Arbeiterführer Eugene V. Debs und drückte damit aus, daß in Rußland ein Sieg des **internationalen** Proletariats erfochten wurde. Das Selbstbewußtsein der Gedrückten und Geschundenen war erwacht. In Nikaragua kämpften Arbeiter und Bauern unter General Sandino erfolgreich gegen die US Interventen. Die fortschrittlichsten Kräfte der Arbeiterklasse bildeten in ihren Ländern kommunistische Parteien, Lateinamerika brodelte. In Mexiko stellten sich die Erdölarbeiter unter dem Eindruck der Oktoberrevolution gegen die Standard Oil und erreichten ihre Entmachtung.

Als die Sowjetunion dem Faschis-

„Hier stehen sich Freiheit und Sklaverei gegenüber, hier kämpft das Licht gegen die Finsternis."

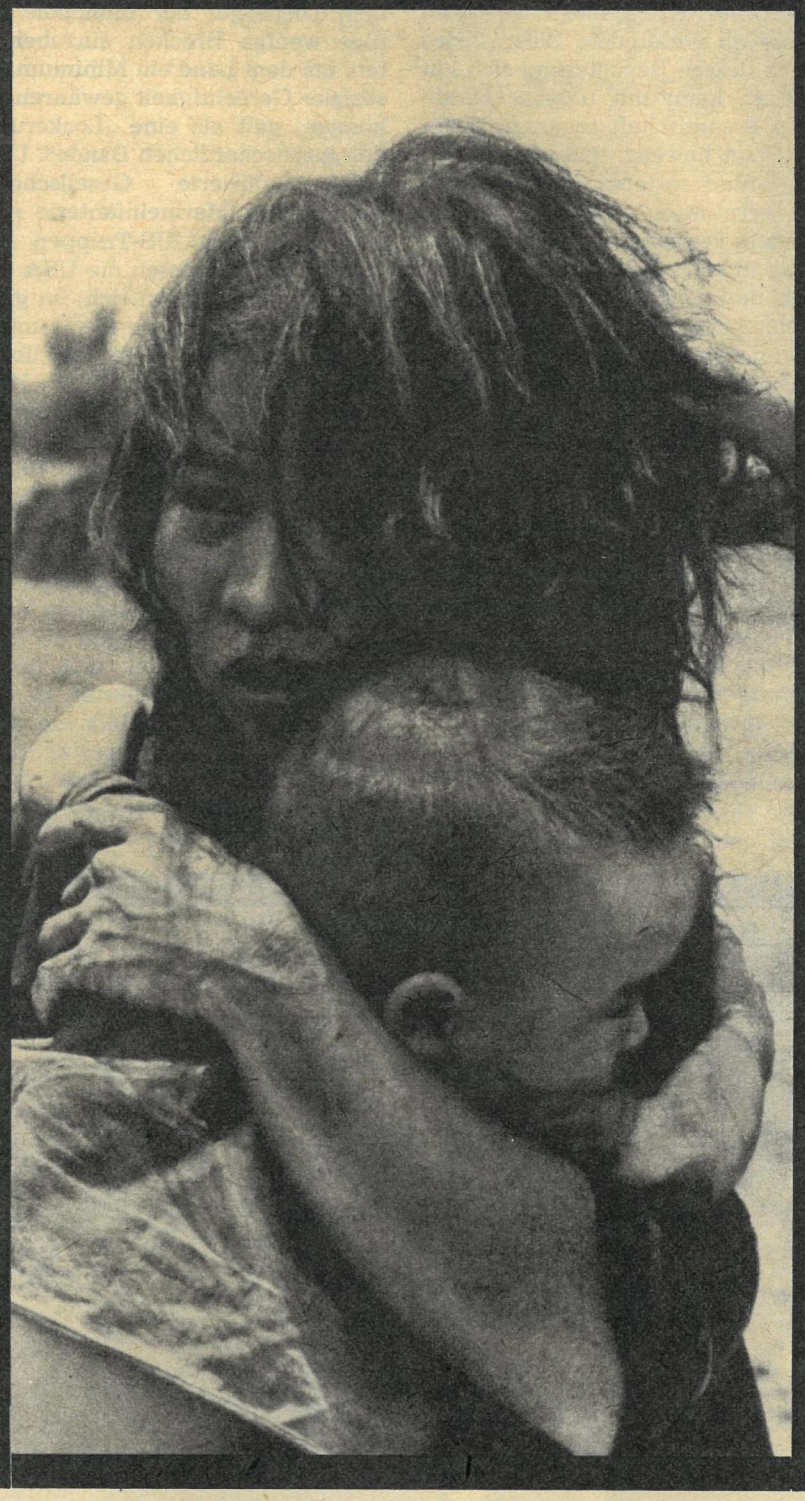
Sagte Präsident Eisenhower 1952 und ließ in Korea Napalm regnen.

„Wir wollen nach Möglichkeiten suchen, unsere amerikanischen Staaten zu einem leuchtenden Beispiel für die Menschen in aller Welt zu machen."

Sagte Außenminister John F. Dulles 1954 nach dem Überfall bezahlter Banden in Guatemala.

„Deshalb ist Frieden – Frieden, dieses einfache kleine Wort – für uns zur Zeit das wichtigste Wort unserer Sprache..."

Sagte Präsident Johnson 1965, nachdem er Vietnam bombardieren ließ.



Jedes Jahr ein Krieg

mus eine vernichtende Niederlage bereitete und sich das sozialistische Weltsystem herausbildete, entstanden günstige Bedingungen für einen nationalen und sozialen Neubeginn der Völker. In Lateinamerika stürzten Diktaturen, Guatemala beschritt einen antiimperialistischen demokratischen Weg, in China ging die Revolution ihrem Sieg entgegen, Indien stand vor der Unabhängigkeit, in Korea entstand eine Volksdemokratische Republik, in Indochina begann der Unabhängigkeitskampf.

In dieser welthistorischen Entwicklung wurden die Sowjetunion und die sozialistischen Länder zu natürlichen Bündnispartnern der um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Völker, gegenüber denen sie moralische und materielle Solidarität übten. Der ungestörten Ausplünderung durch die amerikanischen Konzerne, die sich wie in einem riesigen Spinnennetz in den Ländern der Befreiungsbewegungen Privilegien, Rohstoffquellen und Investitionssphären gesichert hatten, war nunmehr Grenzen gesetzt. Die großen Profite drohten zu versiegen. Der amerikanische General Tatton machte sich lautstark zum Anwalt für die Fortsetzung der alten Knüppelpolitik in einem neuen ideologischen Gewand. Das „alles überragende Ziel", so verkündete er, „ist nicht die Bewahrung des Friedens um jeden Preis, sondern die Zerstörung des internationalen Kommunismus". Er hob eine alte Legende neu aus der Taufe, die Lüge vom „Export der Revolution Moskaus" in alle Welt. Die in sich völlig eigenständigen nationalen Unabhängigkeitsbewegungen wurden dem „langen Arm des Kreml" zugeschrieben. Der Antisowjetismus entwickelte sich zur Staatsdoktrin amerikanischer Politik.

Der damalige NATO-General Haig sagte im Klartext, welche Konsequenzen die künftige Außenpolitik haben müsse. Er verlangte für jene Regionen, die er als amerikanische Einflußsphären betrachtete, „militärische Präsenz im globalen Maßstab, denn" – so der General ungeniert – „es gibt keinen Ersatz für Streitkräfte an Ort und Stelle". Daß dies keine leeren Worte waren, wurde zum Beispiel deutlich, als Präsident Eisenhower im Jahre 1958 seinen Truppen den Befehl zur Invasion in Libanon gab unter dem Vorwand, „den internationalen Kommunismus abzuwehren".

In der UNO betrachteten die Delegierten diese Auslegung der Invasion überwiegend skeptisch, und der UNO-Generalsekretär mußte auf Drängen der Sowjetunion und der sozialistischen Staaten durch eine neutrale Kommission feststellen lassen, daß nicht ein einziger Anhaltspunkt für das Wirken „fremder Mächte" vorlag. Die einzige fremde Macht in Libanon waren die USA selbst. Diesmal ging es um Öl, und die Hintermänner der Intervention waren Nelson Rockefeller von der Standard Oil und der Außenminister John F. Dulles, selbst Standard-Oil-Aktionär. Die Invasion hatte folgenden Anlaß: Im Irak war das grausame Feudalsystem gestürzt worden, und an der Iraq Petroleum Company, die es gestützt hatte, waren US-Ölkonzerne wesentlich beteiligt. Libanon sollte der Brückenkopf zum Marsch auf den Irak sein. Die amerikanischen Marinesoldaten erhielten den sinnlosen Befehl, die Bevölkerung Beiruts durch Panzeraufmärsche und Düsenjäger einzuschüchtern, um wenigstens im bürgerkriegsgeschüttelten Libanon den Sieg für die Reaktion zu erringen, der ihr im Irak verwehrt geblieben war.

Fünfundzwanzig Jahre später reagierte die US-Administration im Libanon auf ähnliche Weise: Als einzige Antwort auf eine längst sichtbar gewordene Niederlage wurde eine blindwütige Kanonade der leidgeprüften Hauptstadt des Landes befohlen.

Die großen Träume

Als im März 1983 Präsident Reagan erstmals die Sowjetunion als das „Reich des Bösen" bezeichnete, war das kein sprachlicher Ausrutscher. Es war die bewußte Hinwendung zu einer Sprache, wie sie seit Beginn der amerikanischen imperialistischen Eroberungspolitik üblich war. Es war ein Rückgriff auf bigotte Moral und nationalistisches Sendungsbewußtsein. Die Verdammung des „Reichs des Bösen" schließt natürlich ein, daß die USA als das Reich der Tugend gesehen werden wollen, dem es auferlegt sei, in der Welt die „Ordnung" wiederherzustellen. In vielen Reden weist auch der Präsident auf die göttliche Auserwähltheit der Vereinigten Staaten hin. Hier befindet er sich voll in der Tradition der Politik des „großen Knüppels", der den Opfern als Palmenzweig präsentiert wird.

War der „große Knüppel" damals ein Werkzeug der Monopole, die überwiegend an der amerikani-

„Die kleinen, friedlichen Länder brauchen unsere Hilfe."

Sagte Präsident Reagan 1983 nach dem amerikanischen Überfall auf Grenada.

schen Ostküste mit ihrem Zentrum in der Wallstreet beheimatet waren, so haben sich die Machtzentren verschoben. Die Wahl des letzten Präsidenten wurde überwiegend von Kräften des sogenannten „Sonnengürtels" geleitet und finanziert. Ihre Vertreter zogen als „kalifornische Mafia" in die Regierungsämter ein. In Kalifornien und Texas haben sich Unternehmen wie die General Dynamics Corporation (Jagdflugzeuge und Atom-U-Boote), die Northrop Corporation (MX-Raketen und strategische Bomber), die Lockheed Aircraft Corporation (Transportflugzeuge CX) und eine große Anzahl mittlerer und kleinerer militärtechnologischer Spezialfirmen niedergelassen, die zum Kernpunkt des Militär-Industrie-Komplexes zählen. Der Präsident ist jedoch nicht nur der Mann des Südens und mittleren Westens, längst haben traditionelle Öl- und Rüstungsfirmen, renommierte Banken der Ostküste das große Geschäft gewittert, große Chemie- und Elektronikkonzerne sind mit von der Partie. Diesen Mammutkomplex umgeben Bau- und Anwaltsfirmen, Medien und andere Branchen, die wie Monde ihr Licht vom Zentralgestirn empfangen. Ex-Militärs fungieren als hochdotierte Lobbyisten im Weißen Haus und im Pentagon, Ex-Außenminister Kissinger berät multinationale Öl- und Rüstungskonzerne sowie Großbanken über mögliche „Investitionsrisiken" in Lateinamerika und Asien. Ihnen allen ist die Politik der Entspannung und Rüstungsbegrenzung eine Horrorvision und der Abfall der Rohstoffländer aus den Dollarzwingen ein Alptraum. Mit der jetzigen Administration fanden sie jene Leute, die gewillt sind, mit den Machtmitteln eines hochgerüsteten Staates verlorene Positionen in Afrika, Lateinamerika und Asien zurückzugewinnen oder alte Positionen zu sichern.

„Es ist an der Zeit, daß wir erkennen, daß wir ein zu großes Volk sind, um uns auf kleine Träume zu beschränken." Seinen Ausspruch liebt der Präsident so sehr, daß er ihn in den verschiedensten Formen variiert, doch stets im Zusammenhang mit den Worten „Stärke" und „Macht". Aus diesen „Träumen" werden Kriege. Ist die Eroberung Grenadas die Erfüllung dieser „Träume"?

Grenada steht für die Karibik und Lateinamerika, schließlich befinden sich von 11 700 in Entwicklungsländern tätigen US-Konzernen 66 Prozent in Lateinamerika und 26 Prozent in Asien. Von jedem Dollar, der von 1970 bis 1980 in diese Länder floß, holten die Konzerne sieben Dollar zurück. Die Gesamteinnahmen der seit 1970 getätigten Investitionen beliefen sich 1982 auf 93 Milliarden Dollar. Die USA betrachten die Entwicklungsländer als Lebensadern ihrer Industrie, insbesondere der Rüstungsindustrie. Sie importierten Zinn, Industriediamanten, Naturkautschuk zu 100 Prozent, Nickel und Strontium zu 99 Prozent, Wismut und Platin zu 98 Prozent, Chrom zu 91 Prozent, Bauxit zu 90 Prozent, Niob zu 85 Prozent, Kolumbit zu 84 Prozent. Die Fördergebiete und Transportwege sehen die USA als ihre Regionen an und leiten daraus das Recht der militärischen Kontrolle ab. „Sicherheitszonen der USA" heißen sie im Sprachgebrauch dieser aggressiven Politik. Diese Sicherheitszonen erstrecken sich rund um den Erdball – vom Stillen Ozean über den Atlantik bis zum Indischen Ozean auf den Weltmeeren, von Mittel-, Südamerika über den Nahen und Mittleren Osten bis in das südliche Afrika auf den Kontinenten. Die Profite der amerikanischen Monopole gerieten in Gefahr, wenn siegreiche nationale Befreiungsbewegungen diesen Sesam-öffne-Dich vor den Räubern verschließen. So sollte die Eroberung Grenadas ein Schuß vor den Bug sein, eine „Warnung" an alle Befreiungsbewegungen in Lateinamerika, Asien und Afrika.

Doch diese Politik der Gewalt hat, seit der Sozialismus zum Weltsystem wurde, immer weniger eine Chance. Sie war immer nur der Versuch, mit Hilfe des antisowjetischen Popanz die Völker an die Kandare zu nehmen und ihnen die Gendarmenrolle der USA aufzuzwingen. Aber diese Politik des Drucks, des Diktats, der Aufteilung in „Einflußsphären" ist gefährlich. Die Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages machten sich daher zum Fürsprecher aller fortschrittlichen und friedlichen Kräfte, als sie in ihrer Prager Deklaration feststellten: „Sie sind entschlossen, mit der Politik der Gewalt und Konfrontation Schluß zu machen, den Frieden zu erhalten und die internationale Sicherheit zu festigen sowie in den Beziehungen zwischen den Staaten die Prinzipien der Achtung der nationalen Unabhängigkeit und Souveränität, der Unverletzlichkeit der Grenzen, der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten, der Nichtanwendung oder -androhung von Gewalt, der Gleichberechtigung und des Rechtes der Völker, über ihr Schicksal selbst zu entscheiden, und andere allgemein anerkannte Prinzipien zu verankern."

Fotos: Archiv, ZB

Wenn Anatoli Starostin über sich selbst spricht, beschreibt er nicht nur die steinigen Wege, auf denen er als Olympiasieger und Weltmeister zum gegenwärtig ranghöchsten Modernen Fünfkämpfer gelangte. Für wichtig, und das nicht etwa des Sports wegen, hält er den Hinweis, daß er aus Duschanbe stammt, „wo ich in meiner Jugend Menschen begegnete, die sich großartig zu beherrschen verstanden". Er hatte dort einen Freund, der als Fernsehmechaniker arbeitete: „... und aus allem, was er anfaßte, das Beste machte. Immer gut gelaunt, freundlich und hilfsbereit, brauchte er nie zu befürchten, daß es jemanden gab, der ihm nicht grün war, ihm etwas mißgönnte oder neidete. Von seiner Art zu leben habe ich mir manches abgeschaut."

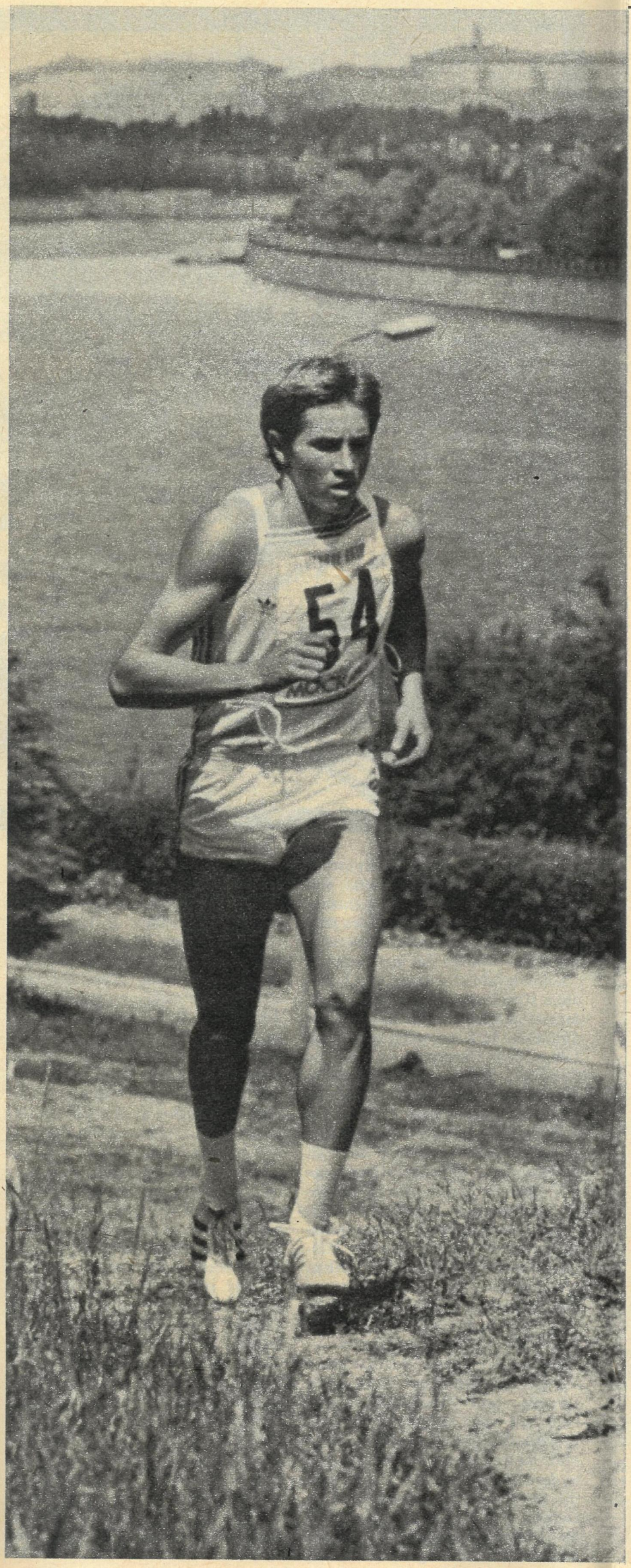
Eine große Rolle in Starostins Alltag spielt die Familie. Als er in Moskau eine Studentin für russische Sprache und Literatur heiratete, war nicht allein entscheidend, daß seine Olga sehr hübsch und eine landesweit bekannte Bogenschützin war – „uns verbinden vor allem auch viele gemeinsame Interessen". Voriges Jahr schenkte ihm die Schöne aus Baku eine Tochter, der beide den Namen der Mutter gaben. „Und wenn ich noch die Kunst der Zubereitung eines echten tadshikischen Plow beherrsche, wird sich unser Familienleben dem Ideal nähern ..."

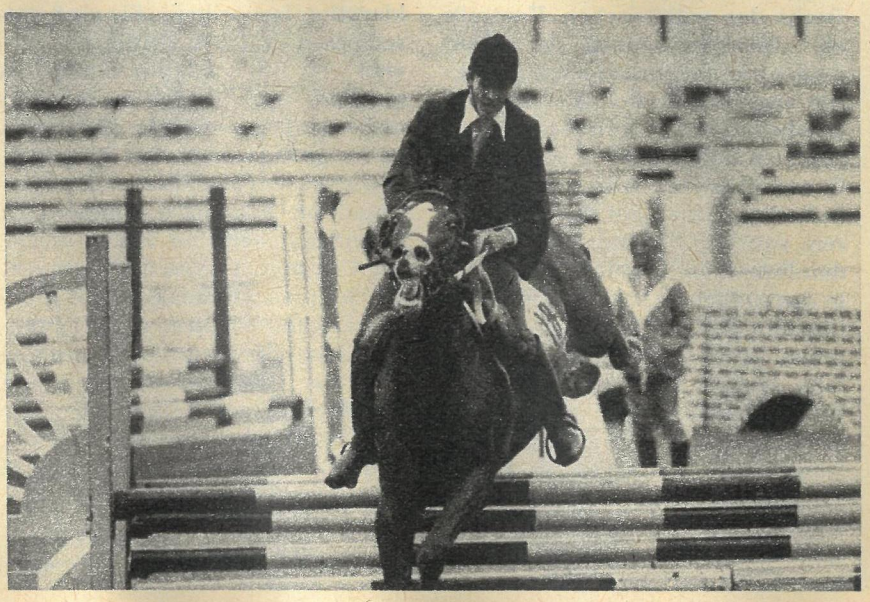
So wie das, hält Anatoli Starostin auch alles andere an sich für völlig normal. „Ich bin vierundzwanzig, bin 1,77 m groß, wiege 70 Kilo, diene als Unterleutnant in der Sowjetarmee und stehe am Moskauer Institut für Körperkultur in der Aspirantur. Ich gehe spät zu Bett und stehe zeitig auf, bin nicht stärker oder schneller oder geschickter als viele andere auch. Zuweilen beklage ich, daß meine Freunde oft zuwenig von mir haben und gelegentlich bedauernd den Kopf darüber schütteln, daß es mir einstweilen noch schwerfällt, meine ausgeprägte Kontaktfreudigkeit und prekären Zeitprobleme unter einen Hut zu bringen."

Der gegenwärtig weltbeste Moderne Fünfkämpfer hatte zwei Trainer. Der eine, Wladimir Iljin, machte ihn zum Olympiasieger, der andere, Alexander Bisjajew, zum Weltmeister. Aber Starostin nennt noch einen dritten, den er als „psychologische Stütze" gleichwohl nur aus Büchern kennt: den orientalischen Dichter, Mathematiker und Astronom Omar Chajjam – der anno 1074 vom Seltschuken-Sultan beauftragt worden war, die Zeitrechnung der Perser neu zu regeln, und in Europa vor allem mit seinen etwa 600 Vierzeilern berühmt wurde. Viele von diesen weisen Sprüchen kennt Starostin auswendig. Zum Beispiel den, wonach du den heutigen Tag vollauf genießen sollst, ohne den gestrigen zu bedauern und an den morgigen zu denken. Wer tagelang um einen sportlichen Sieg kämpft, so sieht das Starostin, für den lohnt es sich, diese Epigramme zu kennen.

Mit dem erstmaligen Einmarsch der Modernen Fünfkämpfer in die olympische Arena – das war vor 72 Jahren in Stockholm – beherrschten die Schweden diese aus fünf verschiedenen Sportarten bestehende Vielseitigkeitsprüfung nach Belieben. Was Wunder: Sie hatten zu Jahrhundertanfang das Pentathlon der Antike (Stadionlauf über 192 m, Weitsprung, Diskus- und Speerwerfen, Ringen) in einen „Modernen Fünfkampf" umgewandelt und ihn aus Gründen einer gehobeneren Offiziersausbildung im Heer mit Reiten (Geländeritt), Fechten (Degen), Schießen (Pistole), Schwimmen (beliebiger Stil) und Geländelauf ausgestattet. Lange Zeit in der Rolle des Geburtshelfers, stellten sie neunmal den Olympiasieger, bis 1932 sogar in Serie, wobei sie dreimal auch noch die Silber- und Bronzemedaille gewannen. 1949 richteten sie in Stockholm auch die ersten Weltmeisterschaften aus, und wieder waren sie jahrelang die Besten, im Einzel- wie im Mannschaftsklassement. Mit zwei Olympiasiegen und einem halben Dutzend WM-Titeln nahm Lars Hall eine Spitzenstellung ein.

Dessen große Erben aber kamen woanders her, vor allem aus der





...kam ein Grünschnabel daher

Sowjetunion und Ungarn. Dauerabonnements für Schlagzeilen erwarben Männer wie Igor Nowikow, Pawel Lednew und Andras Balczo. Den glanzvollen Karrieren dieser drei Musketiere haftete auf olympischem Parkett jedoch eine kuriose Begleiterscheinung an. Nowikow war viermal Weltmeister und zweimal mit der Mannschaft Olympiasieger, doch in der Einzelwertung gewann er nie. Der ebenfalls vierfache Weltmeister Lednew nahm zwischen 1968 und 1980 an vier Olympischen Spielen teil – zuerst als Fünfundzwanzigjähriger, zuletzt mit siebenunddreißig. Jedesmal brachte er eine Medaille mit nach Hause, aber Erster war er nie. Balczo gelangte gar zu fünf Weltmeistertiteln. Einem Olympiasieg ganz nahe war er 1968 in Mexiko-Stadt, doch er unterlag dem Schweden Björn Ferm um elf Punkte und wurde Zweiter. Schon in die Abendröte seiner Laufbahn blinzelnd, stand er – 34jährig – bei den darauffolgenden Spielen endlich ganz oben. Die Grandseigneurs im Sattel, mit Degen und Pistole, Badehose und Spikes taten sich auf olympischem Terrain zuweilen unendlich schwer...

Das glatte Gegenteil lieferte Moskau '80. Von einem „Grünschnabel" war die Rede, der „dahergekommen" sei und „auf Anhieb Gold gewonnen" habe. Ein schmächtiger Bursche, aufgewachsen im fernen Duschanbe, wo der Fünfkampf keinerlei Tradition hat, wo Fünfkämpfer bislang überhaupt nicht existierten. Dieser Anatoli Starostin wurde mit zwanzig der jüngste Olympiasieger in der Geschichte des modernen Pentathlon! Seine sportliche Visitenkarte glich einem Schnipsel von der seines berühmten Mitstreiters Pawel Lednew: Mit achtzehn Junioren-Weltmeister, seit 1979 im Nationaltrikot, im gleichen Jahr Vierter der Völkerspartakiade und WM-Dritter im Mannschaftskampf, 1980 UdSSR-Cupsieger. Das war alles.

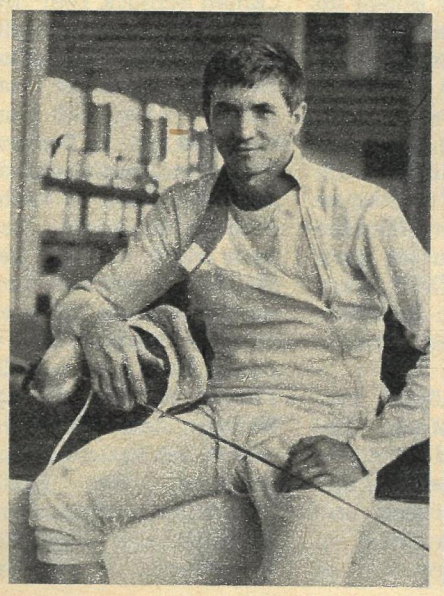
Aber nun, beim ersten olympischen Auftritt, lieferte „Benjamin" Starostin sein Meisterstück. In der Springprüfung auf erweitertem Parcour (seit 1962 üblich) führte ihn der Hengst „Lokator" nur auf den 13. Platz, doch mit 29 Siegen gegenüber nur 19 Niederlagen auf der Planche und 199 von 200 möglichen Treffern mit der Pistole war er schon Zweiter. Als er dem bis zu diesem Zeitpunkt führenden Ungarn Tamas Szombathely dann im Schwimmen 72 Punkte abknöpfte und damit die Spitze eroberte, stellte er sich auf die Startrampe zu einem sensationellen Gesamtsieg, den er dann im Geländelauf Schritt um Schritt tatsächlich aus dem Feuer riß. Der Goldmedaille fügte er mit der vom „bronzenen" Lednew angeführten Mannschaft noch eine zweite hinzu.

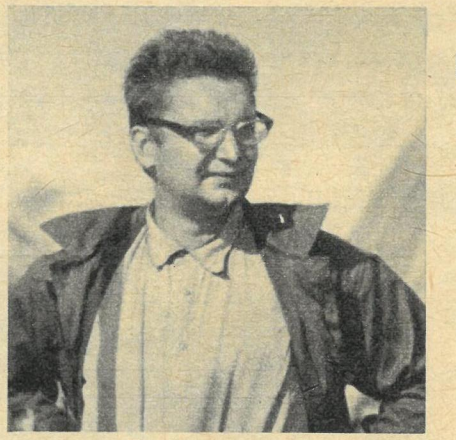
Bei der Weltmeisterschaft ein Jahr später in Zielona Gora rissen der Montreal-Olympiasieger und 1977er Weltmeister Janusz Peciak-Pyciak (Polen) sowie der Italiener Daniel Masala mit hervorragenden 5662 bzw. 5649 Punkten den Außenseiter-Spitzenreiter von Moskau aus allen Träumen. Starostins ernüchternder neunter Platz war sicherlich die Folge seiner Fehleinschätzung, auf seinen Olympiasieg sei wegen der Abwesenheit des damaligen Weltmeisters Masala möglicherweise ein kleiner Schatten gefallen, aus dem er auf Biegen und Brechen heraustreten müsse. Starostin wollte immer und überall beweisen, daß es an seinem olympischen Goldmedaillengewinn nichts zu deuteln gab. Als ob er das nötig gehabt hätte!

„Der Rückschlag von Zielona Gora war wohl zuallererst meiner mangelnden Erfahrung zuzuschreiben, mit dem Status des Moskau-Siegers fertig zu werden. Wenn du der Goldmedaillengewinner bist, sagte ich mir, mußt du allen Vorbild sein, alles gut und schön machen, darfst du nicht verlieren. Überall, wo ich auftrat, wollte ich auf Biegen und Brechen siegen. Unmittelbar nach den Spielen in Moskau fuhr ich zur Junioren-Weltmeisterschaft und wurde hinter Alexej Chaplanow Zweiter. In der Folgezeit ließ ich kaum ein Turnier aus, gewann fortwährend und holte mir kurz vor der alles entscheidenden ‚großen' Weltmeisterschaft auch noch zum zweiten Mal den WM-Titel der Junioren. Beim Start in Zielona Gora war ich dann ausgequetscht wie eine Zitrone."

Noch einmal, 1982 in Rom, verlor Starostin gegen den mit 5680 Punkten überragenden Masala, doch im dritten Jahr nach seinem olympischen Sieg wurde er endlich auch Weltmeister. Wie fast alle Großen seiner Zunft – wie Nowikow und Lednew, Peciak-Pyciak und Balczo – bestieg er im niedersächsischen Wahrendorf den Gipfel erst mit dem Geländelauf. Bis zur vierten Disziplin hatte der Franzose Paul Four geführt, der jedoch als Fünfundfünfzigster beim Lauf am Ende noch aus den Medaillenrängen rutschte. Für den Sieger Starostin war jeder Tag voller Abenteuer und Unwägbarkeiten: „Der Ritt mit dem störrischen ‚Fidelio', die Tortur eines 13stündigen Fechtturniers, die irgendwo verbummelten Sekunden beim Schwimmen, die nur 196 Treffer im Schießen, die höllische Rennerei gleich danach..." Und die weichen Knie, als ihm bewußt wurde, daß e r der Weltmeister war! Schließlich die zwei Sätze Starostin über Starostin: „Ich bin älter geworden und, wie mir scheint, auch etwas weiser. Ich habe das Gefühl, mir selbst jetzt mit größerer Achtung zu begegnen... *Hans Richard Vollbrecht*

Fotos: I. Utkin/TASS (3), A. Lyskin/APN (3)





Juri Simtschenko (Foto links), Mitarbeiter des Ethnographischen Instituts der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, ist Ethnograph von Beruf und aus Leidenschaft. Seit vielen Jahren ist er bei den Völkerschaften des Nordens so gut wie zu Hause, sie betrachten ihn als einen der Ihren. Ständig ist Juri Simtschenko dem alten Brauchtum der Völker des Nordens, ihren Sagen und ihrer Stammesgeschichte auf der Spur. Seine Erlebnisse schildert er in seinem Buch „Am Rande der Arktis", das in diesem Jahr vom Brockhaus Verlag Leipzig und dem Progreß Verlag Moskau herausgegeben wird.

Tanz der Eskimos

Mehr als einmal an einem guten Platz zu weilen ist angenehm, aber mehrere Male guten Menschen zu begegnen ist doppelt angenehm. Es waren nur fünf Monate ins Land gegangen, und schon führen mich die Hunde des berühmten Polarfuchsjägers Kescha Kondakow erneut von der Faktorei Kolymskaja nach Norden. Kolymskaja gehört zu einem Sowchos, der ein riesiges Gebiet längs der Kolyma umfaßt. Hier leben etwa zwanzigtausend Rentiere. Fünfzig Hirten führen sie über die Weidegebiete, fast vierhundert Tiere kommen auf einen Hirten, und nach dem Kalben steigt diese Zahl noch um ein Drittel. Die Arbeit der Hirten ist schwer, junge Leute kommen ungern hierher. Man muß ja ständig mit der Herde umherwandern, und viel Wissen ist erforderlich: über die Weidegründe, die Rentiere, das Wetter, dazu eine Menge Weisheiten, ohne die man nicht einmal ein mittelmäßiger Rentierzüchter wird. Diese Weisheiten erlangt man in der Tundra von Kindheit an. Man kann all dies natürlich auch in reiferem Alter erlernen, aber dann fällt es schwer, sich noch an das Tundraleben in dem Maße zu gewöhnen, daß sich die Schwierigkeiten dieses Lebens nicht bemerkbar machen. Wenn man hier ein, zwei Dutzend Kilometer fahren will, kann man nicht die Hand heben und ein Taxi anhalten, sondern man muß sich selbst Rentiere einfangen. Hier kann man sich das Essen nicht im Laden kaufen, sondern muß es sich selbst beschaffen. Sogar die Kleidung, die der Hirt braucht. Man muß alles selbst können. Aber das Allerschwierigste ist wohl, daß man in der Tundra zu leben versteht und dieses schwere Leben liebt.

Wasser auf die Kufen

In der Sowjetunion gibt es mehr als 2 300 000 Rentiere. Diese gewaltige Herde verteilt sich über ein ungeheuer weites Gebiet: vom Stillen Ozean bis zur Ostsee. Die meisten Rentiere leben auf Tschukotka, hier weidet wahrscheinlich ein Drittel aller zahmen Rene. Man kann sagen, daß Tschukotka das Rentier-Dorado des gesamten Erdballs ist. Als nächstes nach der Zahl der Rentiere folgt das Gebiet Tjumen. Im Bezirk der Jamal-Nenzen weidet die zweitgrößte Rentierherde. Und den dritten Platz nimmt zu Recht Jakutien ein. Dann folgen Taimyr, Kamtschatka und der europäische Norden. Einige wenige Rentiere leben auf der Halbinsel Kola, im Amurgebiet, auf Sachalin, in Tuwa und im Krai Chabarowsk. Das Hausren sieht in den verschiedenen Gegenden unterschiedlich aus. Das Taigaren ist größer, das Ren der Tundra kleiner. Auch der Weidegang wird unterschiedlich gehandhabt.

Alle Typen der Rentierzucht haben sich im Laufe von Jahrhunderten herausgebildet, und von großer Bedeutung waren dabei sowohl die natürlichen Bedingungen der betreffenden Gegend im Norden als auch die nationalen Traditionen und die geschichtliche Entwicklung eines jeden Volkes. Das Hausren ernährt einstweilen noch die Völker des Nordens.

Nun fahre ich also nach fünf Monaten erneut mit Kescha Kondakow zu einer Weidebrigade, und hinter uns folgt das Gespann von Robbek, einem anderen Jäger. Er fährt den Jagdkundler Sascha, der zur Zeit als Instrukteur des Jakutischen Gebietskomitees des Komsomol arbeitet. Jugend und Rentierwirtschaft, das ist für ihn das Problem Nummer eins.

Kescha und Robbek haben gleichartige Narten. Hier baut sich jeder seinen Schlitten selbst, aber diese unterscheiden sich voneinander nicht mehr als geschliffene Trinkgläser. Eine Narte ist lang und schmal, die Streben sind nach den Seiten gespreizt, die Kufen gerade und breit. Vor der Fahrt begießt man die Kufen mit Wasser, so daß sich auf ihnen eine Eiskruste bildet: Die Fahrt wird schneller, weil die Reibung geringer ist, und die Kufen nutzen sich nicht ab. Die Narte wird ohne einen Nagel hergestellt. Sitz, Kufen, Vorderbogen und „Widder" (ein vertikaler Bogen im Vorderteil) – alles ist mit weißgegerbten Riemen zusammengebunden. Eine solche Narte ist fester. Am Vorderbogen ist ein langer Zugriemen angebunden. Von ihm gehen paarweise sechs Riemen mit Alyk (Geschirren) aus. Ordnung im Gespann wird von den Hunden selbst hergestellt. Wenn ein ganz Schlauer zu ziehen aufhört, dann gelangt sein Hinterteil in die Reichweite der Zähne eines anderen Hundes.

Kescha schreit unaufhörlich und schimpft mit seiner Meute. Die Narte springt knarrend über die Sastrugi. Die Hunde jagen auf den Kamm eines kleinen Hügels hinauf, auf dessen anderer Seite ein steiler Hang hinabführt. Kescha steckt hastig den Ostol, einen am unteren Ende mit Eisen beschlagenen kurzen, dicken Stock, in den Schnee und legt sich mit dem ganzen Körpergewicht darauf. Ich halte mich an einer Strebe fest und bremse ebenfalls die Narte, die lang ist wie ein Torpedo. Wir wirbeln eine ganze Wolke Schneestaub auf. Der Schnee ist trocken und weich wie Puder. Wenn auch nur ein leichter Wind geht, dann dringt der Schnee in die feinsten Ritzen. Tritt aber Schneefegen ein, dann gibt es einfach eine Katastrophe. Der Bodenwind läßt den Schneestaub höher und höher steigen; er wirbelt zunächst um die Füße, danach steigt er weiter und wird dicht wie Nebel. Wenn der Himmel wolkenlos ist und die Sonne scheint, dann blickt man nach oben ins Blaue und ins Licht. Alle Gegenstände sieht man wie durch eine Mattscheibe. Gegenwärtig aber ist alles gut und still. Kescha und ich fahren hinunter auf das Eis eines kleinen Sees. Kescha „nagelt" die Narte fest. Die Hunde legen sich auf der Stelle hin, die Schnauze auf den Vorderpfoten. Sascha und Robbek kommen in einer Wolke von Schneestaub den Hang herunter. Robbek hält seine Hunde etwa zehn Meter neben unserem Gespann an.

„Einen Schluck Tee?" fragt Sascha, während er zu uns tritt. „Ja, gib her", antwortet Kondakow.

Es herrscht starker Frost. Ich muß daran denken, daß man noch vor einem Monat, im September, in der Prowidenijabucht auf der Tschuktschenhalbinsel im leichten Mantel umherlaufen konnte. Nachts war es zwar frisch, aber am Tage wärmte die Sonne spürbar. Leute, die es wissen mußten, meinten, es wäre ein guter Herbst. Reine und aromatische Luft, dünnes Eis auf den Pfützen am Morgen, spiegelglatte Buchten und strahlender Sonnenschein. Ich hatte mir damals vorgenommen, die Eskimosiedlung Tschaplino aufzusuchen, und der Sekretär des Rayonkomitees in Prowidenija, Georgi Pawlowitsch, hatte mir vorgeschlagen: „Warte bis Sonntag, dann nehme ich mir die Zeit und fahre dich selber nach Tschaplino."

Bis zum Sonntag waren es noch zwei Tage. In dieser Zeit konnte ich die Internatsschule von Prowidenija und die technische Fachschule besuchen. Auf die Internatsschule von Prowidenija könnte jede beliebige Stadt im Lande stolz sein – massive Gebäude, großartige Klassenräume, Unterrichtskabinette und eine Sporthalle. Auch die Fachschule ist ganz modern ausgestattet. Hier werden unter anderem Spezialisten wie Rentierzüchter, die zugleich Funker sind, ausgebildet.

Meister im Schnitzen

An den Abenden bot die Prowidenijabucht vom Wasser aus den Anblick einer Perlenkette heller Lichter. Die Häuser zogen sich vom Ufer den Berg hinauf, und an der Anlegestelle wurden Tag und Nacht die angekommenen Schiffe entladen.

Georgi Pawlowitsch hielt Wort. Punkt sechs Uhr morgens fuhr er beim Hotel vor und hupte. Wir umfuhren die Bucht. Georgi Pawlowitsch steuerte den „Gasik" meisterlich durch das flache Wasser und jagte ihn in eine Schlucht. Der Wagen querte Bäche und Geröllzungen. Schließlich weitete sich das enge Tal, und vor unseren Augen öffnete sich die Tkatschenbucht, an deren Ufer die Eskimosiedlung Tschaplino liegt. Georgi hielt an, und wir setzten uns auf das Moos. Aus der Ferne sah an diesem Tage die Tkatschenbucht türkisfarben aus. In ihrem Wasser spiegelte sich ein kleines weißes Walfangschiff, das dem Kolchos gehörte. Von der Siedlung tönte Hundegebell zu uns herüber. Obwohl Sonntag war, wurde an der Anlegestelle gearbeitet. Man lud Fässer mit Waltran in eine Schaluppe und beförderte sie zu einem Schoner.

Georgi Pawlowitsch ging zum Kolchosvorsitzenden, ich aber in den Klub. Die Eskimos sind ein in jeder

Fahrt zu den Eskimos durch die Prowidenijabucht (oben). Post und Zeitungen für die Rentierzüchter

Hinsicht bemerkenswertes Volk. Kein anderes Volk des Nordens hatte schon an der Schwelle unseres Zeitalters eine solche Meisterschaft im Schnitzen und Gravieren von Knochen erreicht wie die Eskimos. Und es gibt kein anderes Volk im Norden, das eine solche treffliche Tanzkunst geschaffen hätte. Im Klub tanzten junge Leute. Sie hatten sich nicht zu einem Auftritt als Laienensemble vorbereitet, niemand hatte sie gebeten, diese Tänze vorzuführen. Sie mochten einfach die alte Kunst ihres Volkes, es gefiel ihnen, so zu tanzen, für sich selbst. Es waren eine Menge Leute da, die ganze Siedlung war im Klub versammelt. An einer der Wände, wo Diagramme über die Planerfüllung, Plakate sowie Bilder der Aktivisten hingen, saßen die Musikanten. In den Händen hielten sie Tamburins, hölzerne Reifen von einem Meter Durchmesser, die mit Haut der Harnblase von Walrossen bespannt waren. Die Musikanten schlugen gleichzeitig mit langen biegsamen Stäben auf die Tamburins und entlockten diesen damit einen Ton von fast metallischer Klangfarbe. Und es war ganz erstaunlich, wie harmonisch die dazugehörige Gesangsimprovisation von allen gesungen wurde. Die Tamburins ertönten gleichzeitig und gaben den Rhythmus des Tanzes an. Ein Eskimotanz berichtet von irgend etwas, zum Beispiel von der Jagd auf den Wal. Der Tänzer erzählt durch seine Bewegungen, wie sie das Walboot vom Ufer abgestoßen haben, wie sie aufs Meer hinausgefahren, wie sie an den Wal herangerudert sind und wie sie auf ihn geschossen haben. Das heißt nun nicht, daß der Tänzer in der Rolle eines Schauspielers auftritt, indem er die tatsächlichen Bewegungen nachahmt. Den Tanz von der Waljagd führte ein Maschinist vom Kolchos aus. Der junge Mann stellte sich mit dem Gesicht zu den Musikanten auf. Diese schlugen zusammen die Tamburins und sangen eine langgezogene Melodie, die nur aus wenigen Tönen bestand. Der Tänzer stand mit geschlossenen Beinen, die in den Knien nur ganz wenig gebogen waren. Den Rücken hielt er gerade, die Hüfte hatte er ein wenig verschoben. Die Arme waren in den Ellbogen gebeugt und leicht auseinandergehalten, die Hände hielt er nach oben.

Der neben mir sitzende Eskimo übersetzte flüsternd: „Sie stoßen das Walboot ab."

Das Tempo des Gesanges wurde schneller. Der Rhythmus änderte sich. Die Stimmen klangen lauter. Jemand aus dem Publikum stieß, von dem Schauspiel gefesselt, ein schrilles „Che...!" aus. Dieser Zuschauer gab einen Laut von sich, wie er von selbst aus der Kehle dringt, wenn man etwas Schweres schiebt. Der Tänzer hatte die ganze Zeit über einen leidenschaftslosen Gesichtsausdruck. Arme und Beine blieben unbewegt. Nur sein Körper war gespannt, und die linke Schulter bewegte sich angestrengt. Und man verstand, daß sie das schwere Walboot zogen. Die Arme des Tänzers begannen sich jetzt im Takte des Gesangs zu bewegen.

„Sie rudern", sagte jemand.

Der Tänzer machte Bewegungen mit den Armen, die auch nicht entfernt an die Arbeit beim Rudern erinnerten, aber es wurde verstanden – sie rudern.

Seine Augen unter den zugekniffenen Lidern zeigten an: Die Jäger suchen angestrengt den Wal. Der Körper wurde nach vorn gebeugt, die Arme erstarrten – man hatte ihn gesichtet. Die Spannung in Gesang und Tanz wuchs immer weiter. Die Zuschauer schrien, wie Sportfans schreien, wenn sie die Spieler anfeuern. Dieser junge Eskimo zwang auch mir das Empfinden dafür auf, wie vergänglich das Jagdglück ist. Entkommt der Wal, ist alle Mühe umsonst gewesen, es bleibt nur Müdigkeit. Auch ich wünschte aufs heftigste, der Wal möge nicht entkommen. Selbst den Atem hielten alle an, als das Boot sich dem Wal näherte und der Schütze zielte. Alle erstarrten förmlich. Und dann endlich der Schuß. Getroffen!

„Hurraaa!" schrien die Jungen aus dem Internat, die sich in großer Zahl im Klub eingefunden hatten.

Manche Zuschauer wischten sich den Schweiß ab.

Dann fing man an zu rauchen. Ein anderer junger Mann und ein Mädchen traten vor, ihnen schlossen sich eine alte Frau und ein zweites Mädchen an. Und wieder ertönten die Tamburins, und es begann ein anderer Tanz. Bewundernswert tanzen die Eskimos.

„Sieh mal, hier ist eine Herde entlanggezogen", unterbrach Kescha meine Gedanken. „Bald werden wir das Lager erreichen." Wir fuhren an einer alten Weidestelle vorbei. Die Rene hatten hier höchstens vor zwei Tagen geweidet. Einen halben Kilometer vor den Zelten der Hirten ließen wir unsere Narten stehen, banden die Hunde an Bäumen fest (weil sie sonst die Rene belästigen würden) und besuchten die Brigade Jaglowski. Er ist Jukagire, seine Frau Ewenin. Einer der Hirten, der Bruder seiner Frau, ist ebenfalls Ewene. Die zwei anderen sind Tschuktschen, ihre Frauen Jukagirinnen. Um ihre Sprachkenntnisse könnte so mancher Europäer diese Hirten beneiden. Sie beherrschen Russisch, Ewenisch, Tschuktschisch, Jukagirisch und Jakutisch.

Zehn Tage für eine Hose

Die Rentierhirten wohnen in zwei Zelten aus Rentierfellen. Solche Zelte transportieren sich natürlich leichter als eine Jaranga oder ein Tschum, aber sonstige Vorzüge haben sie nicht. Um sie auf gefrorenem Boden aufzustellen, benötigt man mehr als eine Stunde. Die eisernen Öfchen halten nur ein Jahr. Viel Mühe macht auch ihre Kleidung. Ein Hirte braucht im Jahr zwei Kuchljanka, zwei Hosen, zwei Pelzmützen mit Ohrenklappen und noch vieles andere. Eine Kuchljanka zu nähen dauert fünf Tage, Fellstiefel drei Tage, Fellstrümpfe drei Tage, Hosen zehn Tage. Man braucht zwei Monate, um all das zu nähen, was ein Rentierhirte benötigt. Und wenn es mehrere sind? Darum sind die Mädchen von heute nicht darauf aus, in eine Rentierzucht-Brigade einzutreten.

Nach einer frostigen Fahrt sind Essen und Tee kostbarer als alle Vergnügungen. Die Hausfrau, Jaglowskis Frau, war darauf vorbereitet, Gäşte zu empfangen, Fleisch war schon gekocht, auf dem Öfchen summte ein riesiger Teekessel. Im Zelt versammelte sich eine Menge Leute. Sascha und mich begrüßten sie ungezwungen.

„Rapynyl (wie geht's)?" fragte ein Tschuktsche, der ins Zelt trat.

„Metschinki (gut)!" antwortete Kescha gewichtig und setzte die Unterhaltung auf tschuktschisch fort.

„Walbe (gut)", sagte auf jukagirisch ein anderer, der hereinkam.

Und alle Gespräche im Zelt wurden aufs Jukagirische umgeschaltet. Nach einiger Zeit fiel es den Leuten plötzlich ein, daß Fremde anwesend waren, und aus Höflichkeit ging man aufs Russische über. Die Unterhaltung zog sich bis weit nach Mitternacht hin.

Fotos: Brockhaus Verlag

Im nächsten Heft:

Das Gesetz der Ahnen

Reservat Garni im Armenischen Hochland

Transkaukasien, das Land jenseits des Kaukasus, zeichnet sich auf verhältnismäßig kleinem Raum durch ein starkes Klimagefälle und entsprechende Reichhaltigkeit der Pflanzenwelt aus. Die Waldformationen an den Hängen des Kaukasus und im Tiefland des Rion sind ebenso in Naturschutzgebiete einbezogen wie die küstenfernen Waldsteppen und Gebirgssteppen des Armenischen Hochlandes. Garni – eines der wertvollsten Naturschutzgebiete zwischen dem Kleinen Kaukasus im Norden und dem Araxtal im Süden – liegt auf den Südwesthängen des Gegam-Gebirges, 35 Kilometer östlich der armenischen Hauptstadt Jerewan, in Höhenlagen von 1500 bis 2500 Meter über dem Meeresspiegel. Den Namen hat es von einem kleinen Ort in der Nähe, gelegentlich wird es auch als Chosrowski-Reservat bezeichnet. Seine Fläche beträgt 27 000 Hektar.

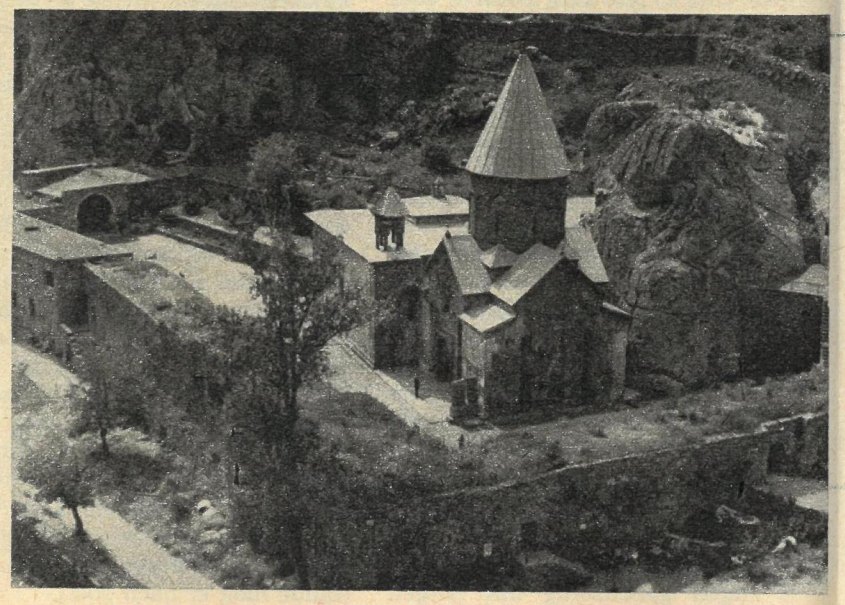
Lichte Wälder aus niedrigwüchsigen, buschartigen Eichen findet man ausschließlich in schattigeren Hangrunsen und Hangnischen, wo die Feuchtigkeit sich länger hält und so einen spärlichen Baumwuchs erlaubt. Die trockeneren Hangflächen mit ihren vereinzelten Gebüschgruppen sind von Bergsteppen überzogen, die auf den Südhängen bis weit über 2000 Meter hinaufreichen, wo sie dann von alpinen Matten abgelöst werden.

Charakterpflanzen dieser Steppen sind die Federgräser. Ihren Namen verdanken sie den langen, mit feinen Haaren besetzten Grannen, die zur Fruchtzeit im Sonnenlicht leuchtend weiß erscheinen. Federgräser waren einst in den südrussischen und asiatischen Steppen weit verbreitet. Nach der Kultivierung dieser Gegenden, deren fruchtbarer Schwarzerdeboden für den Akkerbau wie geschaffen ist, sind Federgräser so selten geworden, daß man nennenswerte Bestände fast nur noch in Reservaten findet. Die Liste der seltenen und verschwindenden Pflanzenarten der UdSSR führt allein elf Federgrasarten auf, darunter auch das Echte Federgras transkaukasischer Bergsteppen.

Zur Steppe gehören Pflanzenfresser. Im Naturschutzgebiet von Garni überlebt ein kleiner Bestand der Bezoarziege, der Stammform unserer Hausziegen. Die Bezoarziege ist ebenso vom Aussterben bedroht wie der Gepard, ihr Hauptfeind in dieser Region, der als schnellfüßiges Raubtier für die Gesunderhaltung der Bestände sorgt.

Selten hat sich eine Lebensgemeinschaft so vollständig erhalten wie hier im Gebiet von Garni, dem einstmaligen Jagdrevier armenischer Könige.

Eine besondere Sehenswürdigkeit am Rande des Reservats ist das zu einem Teil in den Felsen gehauene Bergkloster Geghard. Seine Anfänge gehen bis ins vierte Jahrhundert zurück, die höchste Blütezeit erlebte es im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Ein herrliches Denkmal armenischer Baukunst, das mit der umgebenden Landschaft eine harmonische Einheit bildet. In eine tiefe Schlucht eingebettet, tauchen die Klostermauern plötzlich vor dem Wanderer auf, obwohl die Felsenwildnis schon längst den Anschein hat, als ende dort jeder Pfad.



Über den Schutz seltener Pflanzengemeinschaften – ausgewählte Beispiele vom Territorium sozialistischer Länder

Landsch

2

Bereits in den ersten Tagen der siegreichen Oktoberrevolution, am 26. Oktober 1917, unterzeichnete Wladimir Iljitsch Lenin das Dekret über den Boden, das eine der wichtigsten Grundlagen des Naturschutzes in der Sowjetunion werden sollte. Zwar gab es schon vor der Revolution Naturschutzgebiete in Rußland, hatten russische Gelehrte die theoretischen Grundlagen für die Einrichtung eines ganzen Netzes solcher Gebiete entwikkelt, jedoch erst nach Überführung von Grund und Boden in das Eigentum des Volkes konnte man daran gehen, ein landesweites System von Reservaten einzurichten.

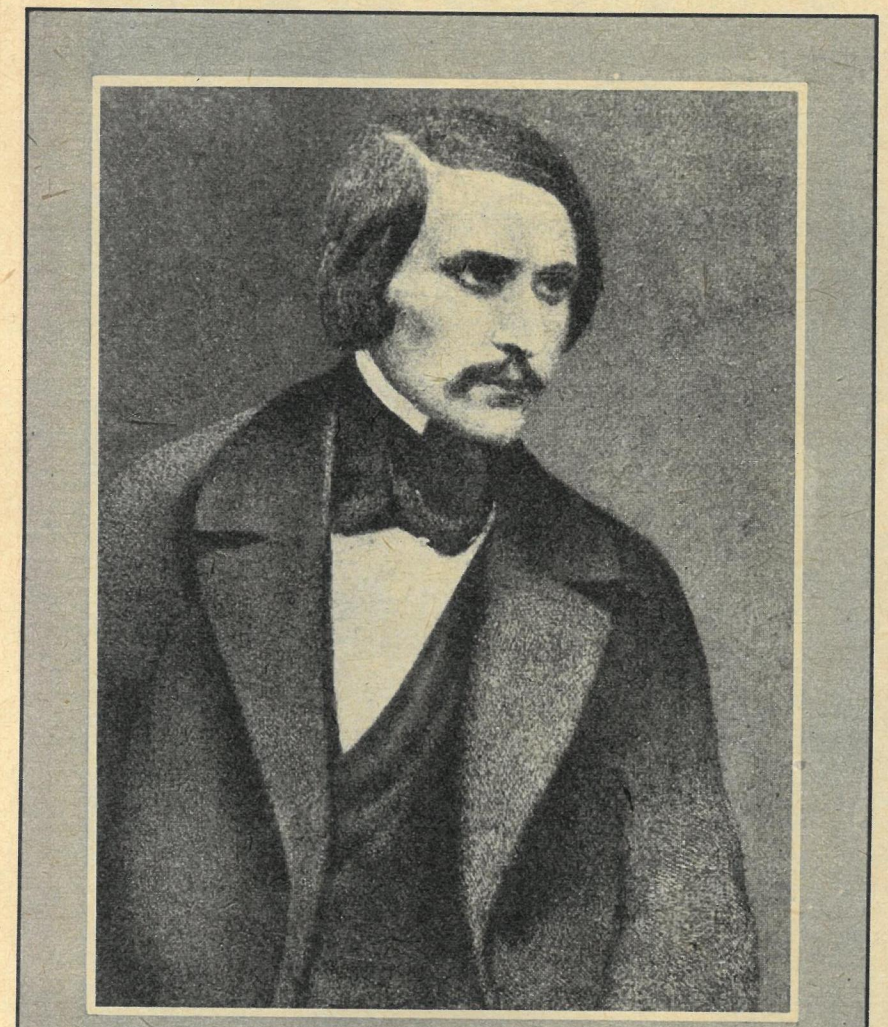
Im Zentrum der Naturschutzarbeit in der Sowjetunion stehen die „sapowedniki", die Naturschutzgebiete. Gegenwärtig gibt es etwa 130 Reservate mit einer Gesamtfläche von 10 Millionen Hektar. Jedes Gebiet besitzt eine wissenschaftliche Forschungsstation, der gleichzeitig die Verwaltung des betreffenden Territoriums angeschlossen ist. Die vorrangige Aufgabe von Naturschutzgebieten besteht in der Erhaltung bedrohter Pflanzen- und Tierarten. Mehr und mehr werden dafür auch die Möglichkeiten moderner Informationstechnik genutzt. So sammelt und verallgemeinert die biologische Datenbank beim Rechenzentrum der Sibirischen Sektion der Akademie der Wissenschaften Angaben über die Entwicklung der Pflanzen- und Tierbestände in der Taiga Westsibiriens. Satellitenfotos dienen dazu, den Pflanzenwuchs in Naturschutzgebieten fortlaufend zu überwachen; für eine Küstenzone am Kaspischen Meer konnte sogar die Verbreitung einzelner Arten Wasserpflanzen bestimmt werden.

Sowjetische Forscher kamen zu der Überzeugung, daß von den etwa 500 000 Pflanzenarten auf den Festländern der Erde fünf bis zehn Prozent an der Aussterbegrenze angelangt sind. In den vergangenen Jahrzehnten konnte die Inventur der Flora und Fauna der UdSSR im großen und ganzen abgeschlossen werden; es wurde eine Rote Kartei der verschwindenden Pflanzen- und Tierarten erarbeitet, auf deren Grundlage jetzt 444 Gefäßpflanzenarten strengen Schutz genießen. Ihrer Vermehrung widmen sich Botanische Gärten und Zuchtstationen, die wichtigste Arbeit zur Erhaltung der bedrohten Arten leisten jedoch die Naturschutzgebiete in allen pflanzengeographischen Bereichen und Klimazonen der Sowjetunion.

Dr. Lebrecht Jeschke
(Text und Fotos)

haft in unserer Hand

Lachen unter Tränen



Photographie von Nikolai Wassiljewitsch Gogol 1809–1852

Skizze aus dem Leben des Dichters Nikolai Gogol zu dessen 175. Geburtstag am 1. April 1984.

Vorspiel: Dem Jahrmarkt von Sorotschinzy, dem ukrainischen Städtchen Mirgorod verlieh Nikolai Gogol literarische Bedeutung. Das ist das Land seiner Kindheit, zwischen Sorotschinzy und Mirgorod das elterliche Gut Wassiljewka, heute Gogoljewo, von wo er seine schwierige Reise ins Leben antritt. Erste Station ist Neshin, nicht nur wegen seiner vorzüglichen Gurken berühmt, hier besuchte ein spottlustiger junger Mann das Gymnasium. Er träumt von großer Welt, von Staatskarriere und Dichterruhm. Synonym ist Petersburg. Mit 19 flaniert er über den Newski.

1. Szene

Das war am Ostersamstag. Da trat er auf den Admiralitäts-Boulevard. Als sich die Newa vor ihm auftat, so erinnert er, als von der Wyborger Seite ein rosiger Himmel durch bläulichen Nebel herüberschaute, als die Kirchen aussahen wie auf rosa Stoff gemalt – da schien es ihm plötzlich, er sei nicht in Petersburg. Und doch war er es. Ein Traum diese Stadt. Wie hatte er sich nach ihr gesehnt, der Kühlen, der Weißen, trug doch der Spötter aus dem Süden, aus dem jahrmarktsbunten Sorotschinzy ihr Bild in seinem Innern. Petersburg – ein Stutzer, wie er sagt, straff, schlank, elegant, umgeben von lauter Spiegeln, der Finnische Meerbusen, der Ladoga, die Newa, die wer weiß wie vielen kleinen Flüßchen, viel Gelegenheit, sich zu beschauen. Trotz aller romantischen Schwärmerei ist Nikola, wie man ihn zu Hause nennt, verstandesbetont, moralkritisch, scharfsinniger Räsonneur, ein Spaßmacher von ernsterer Bedeutung, der manchen Tag darüber nachsinnt, was man an dieser Welt verbessern könne.

War es vielleicht an jenem Ostersamstag, den er so schön in sein Petersburger Skizzenbuch einträgt? Als Puschkin kam? Urenkel von Awraam Hannibal, dem Mohren Peters I. Hannibalgesicht, voll Lebenslust, Lebenskenntnis, Journalgründer, Historiker, Dichterfürst, Adler der Realisten.

Gogol, auf der Suche nach wahrer Bestimmung, nach Scheitern seiner Hoffnungen, in Staatsdiensten, als Schauspieler, als Universitätsprofessor ehrenvoll und auskömmlich zu leben, war schon 1830 Mitarbeiter der „Literaturnaja Gaseta“ geworden. Puschkin-Freund Alexander Delwig hatte die Zeitschrift herausgegeben. Ein Jahr danach, im Mai, war Gogol Puschkin das erste Mal begegnet. „Alles, was ich an Gutem in mir trage, verdanke ich ihm!“ wird Gogol später schreiben. Jetzt nun ist Puschkin zu einem Tee gekommen, geizt nicht mit Sarkasmen, schleudert Witz und Urteil. – Ursache meiner Lustigkeit in meinen ersten Werken – sagt Gogol – bestand darin, daß ich die mir selbst unerklärliche zeitweilige Schwermut zerstreute, indem ich allerhand Komisches erdachte. Ich wollte Anlaß geben, impulsiv und sorglos zu lachen. –

– Nun aber, Nikolai Wassiljewitsch – sagt Puschkin – fort mit aller Sorglosigkeit! Es wäre einfach sündhaft, wenn ein Mann Ihrer Gaben sich nicht an ein großes Werk setzen würde. Sie besitzen die Fähigkeit, den Menschen zu durchschauen und ihn mit wenigen Strichen augenblicks beinahe greifbar und wie lebendig darzustellen. Denken Sie an Cervantes – würde er den Platz einnehmen, den er innehat, wenn er nicht den „Don Quichote“ gemacht hätte? –

– Ja der! – ruft Gogol aus. – Welch eine herrliche Figur, wie geschaffen fürs Theater! Aber was bieten unsere Theater? Irgendwelche Melodramen und Vaudevilles! Zum Teufel mit ihnen! Gebt uns russische Charaktere, und gebt uns unsere eigenen Sonderlinge und Gauner! Auf die Bühne mit ihnen, auf daß alle über sie lachen! Ja, das Lachen ist eine große Sache. –

– Zum Beispiel der Chlestakow, der Revisor, der falsche, und der Stadthauptmann, der korrupte, haben Sie sie aufgespießt? – Vollendet, ja. Aufführung demnächst. Sie sind mein Mitautor, Alexander Sergejewitsch, ich habe Ihnen das Sujet zu danken. So hochherzig verschwenderisch mit Ideen kann nur der sein, der genug davon hat. –

– So will ich Ihnen ein zweites überlassen. Ich wollte selbst eine Art Poem daraus machen. Aber wer, wenn nicht Sie, Nikolai, könnten aus solchem Stoff eine Welt erschaffen?! Also hören Sie: Unser schönes Rußland hat Millionen Menschen, die wie eine Ware gekauft und verkauft werden. In den Registern und Revisionslisten unserer lieben Gutsbesitzer erscheinen die leibeigenen Bauern wie wohlfeiler Weizen, wie die Ochsen und Schafe auf Warenlisten. Für jeden Bauern müssen die Herren eine Kopfsteuer zahlen, auch für die im Revisionszeitraum verstorbenen. Könnten sie nicht eine Menge Geld sparen, wenn einer käme, der ihnen die toten Seelen abkaufte?! –

Puschkin lächelt erwartungsvoll. Gogol schweigt nachdenklich. Nach dem Revisor, überlegt er, hatte ich mehr als je zuvor das Verlangen, etwas Umfassendes zu schreiben, etwas, worüber **nicht nur** zu lachen wäre. – Lachen unter Tränen – bemerkt er – das ist's,was unser Rußland braucht! –

– Und nicht wahr? – erwidert Puschkin, – welche Freiheit bietet Ihnen diese so wahre, ergötzliche Geschichte. Sie haben Gelegenheit, ganz Rußland zu bereisen, eine Fülle der verschiedenartigsten Charaktere vorzuführen. –

Gogols Phantasie hat auch schon einen Namen gefunden. Wir werden diesen Seelenkäufer Tschitschikow nennen. Aber was hat dieser Tschitschikow für einen Nutzen von dem Geschäft? Sehr einfach – er verdient sich ein hübsches

Tschitschikow
aus „Die toten Seelen“

Sümmchen, wenn er alle toten Seelen als seinen Besitz verpfändet. Welchen Nutzen hat der Leser? Vielleicht, daß er erkennt, wie es um das Rußland des Zaren bestellt ist? Vielleicht, daß er auf den Gedanken käme, jene, die mit den Seelen Verstorbener Geschäfte machen, seien selbst tote Seelen…

2. Szene

Dieses Jahr 1835 ist ein Wendepunkt in Nikolas Dasein – es erscheinen die ARABESKEN, es erscheint MIRGOROD. Ein Mann rezensiert sie, dessen Urteil etwas gilt in Rußland: Wissarion Belinski, Begründer moderner Literaturkritik, Theoretiker der Natürlichen Schule, das ist kritischer Realismus. Sein Aufsatz von 1835 über Gogols frühe Erzählungen bezeichnet ihren Verfasser als das Haupt der russischen Literatur. Gogol stehe erst am Anfang, schreibt Belinski, und es bliebe der Zeit überlassen zu entscheiden, womit und in welcher Art der junge Autor seine Aufgabe zu Ende führe.

Iwan Iwanowitsch
aus „Der große Krakeel“

Diese Entscheidung ist indessen schon gefallen. Der Mann aus Sorotschinzy beendet sein dramatisches Meisterstück DER REVISOR, er beginnt seine „Göttliche Tragi-Komödie“ DIE TOTEN SEELEN. Ein Zeitgenosse vergleicht sie mit Dantes „Göttlicher Komödie“. Da wird er zur großen Form auflaufen – gar so viel Lebenszeit bleibt ihm nicht. Krankheit macht ihm zu schaffen, Vorbote von Zweifel, Einsamkeit und Ende. Bis MIRGOROD fand die „Gesellschaft“ ihn amüsant, er brachte sie zum Lachen, er war ihr Narr, der ihr auch Wahrheiten sagen durfte – mit dem REVISOR wird es ernst. Das Lachen bleibt „ihr“ in der Kehle stekken. Ein Skandal auf dem Theater wird zum Theaterskandal. Gogol, tief erschrocken über die wütenden Angriffe der Stadthauptleute, der Bobtschinskis und Dobtschinskis, hört nicht den Beifall des Volkes.

Iwan Nikiforowitsch
aus „Der große Krakeel“

Er reist Hals über Kopf außer Landes – im Juni oder Juli 1836, ein Jahr vor Puschkins unsinnigem Duelltod. In die Schweiz, nach Frankreich, Italien, Deutschland. Die Hölle seiner „Göttlichen Tragi-Komödie“, das ist auch seine Hölle. Er leidet in Rom, in Paris, während verbissen-rauschhafter Schöpfungsarbeit am fernen Rußland, die Martern des Lachens unter Tränen zerstören fast seine Kräfte, die Stimmen seiner Feinde wollen nicht verstummen. „Was für ein originelles, gewaltiges Sujet!“ ruft er dennoch frohlockend aus. „Was für ein buntes Gewimmel! Ganz Rußland erscheint darin!“ Die ersten Kapitel von Tschitschikows Abenteuern hatte er bereits vor seiner Flucht Freund Puschkin vorgelesen. Aber der, sonst stets das Lachen liebend, wandte sich mit finsterem Gesicht ab. „Mein Gott, wie traurig ist unser Rußland!“ hatte er ausgerufen.

– Aber verstehen Sie doch – hatte Gogol erwidert – es ist doch nur eine Karikatur, ich habe mir alles nur ausgedacht. – Karikatur des Lebens zur Groteske gesteigert. Das Ausgedachte ist Wirklichkeit – die Wirklichkeit ist grotesk, das Ganze erfundene Wahrheit. Und am Ende der phantastischen Geschichte rast Tschitschikows flinkes Dreigespann in furiosem Galopp durch die Lande, wie die große Troika Rußland, „die niemand einholen kann. Rußland, wohin jagst du? Gib Antwort!“ Doch die Troika gibt ihrem Kritiker keine Antwort. Als die TOTEN SEELEN 1842 erscheinen, werden sie stürmisch gefeiert und heftig attackiert. Gerade in diesem Augenblick des Sieges, im Hochgefühl eines unaussprechlichen Triumphs wird Gogol von Angst und Zweifel niedergerissen. Denn wie es ist, das weiß er, wie es werden soll, das weiß er nicht. Im Fieber seiner Krankheit, seiner Zweifel und Ängste taucht die Vision eines anderen Rußland auf. Mystiker, Popen und slawophile Propheten, beschäftigt mit der Verteidigung „heiliger“ Institutionen der Selbstherrschaft, liegen ihm in den Ohren. Es ist das feudalabsolutistische Rußland, die patriarchalische Idylle, die ihm, dem weinenden Spötter, plötzlich besser erscheint als das, was er mit seinem Lachen töten wollte. Lange Zeit quält sich der bisher schonungslose „Revisor“ Gogol mit einem zweiten Teil der TOTEN SEELEN. Kann denn jemand die einmal erkannte arge Wahrheit vergessen? Kann einer unwiderrufliche Erkenntnisse widerrufen? In tiefster Depression steckt Gogol das Manuskript eines zweiten Teils der Tschitschikow-Abenteuer in den Ofen. „Weil es nötig war“, sagt er rechtfertigend. „‚Kein neues Leben wird dem, der nicht stirbt', sagt der Apostel.“ In seiner Verwirrung, angedrohte behördliche Repression tut das Ihre,

Akaki Akakjewitsch
aus „Der Mantel“

Chlestakow
aus „Der Revisor“

schreibt er ein Buch, in dem er dem Zaren Nikolaus huldigt, schreibt er eine Apologie der Selbstherrschaft und des Leibeigenschaftssystems.
Da kommt unter dem 15. Juli 1847 aus Salzbrunn ein bitterböser Brief. Freund Belinski sagt sich von ihm los. „Ein Prediger der Knute, ein Apostel der Unwissenheit, ein Kämpfer für Obskurantismus und finsterste Reaktion… Sehen Sie vor Ihre Füße! Sie stehen über einem Abgrund!“
Fünf Jahre nach dieser Anklage, am 11. Februar 1852, vernichtet Gogol ein zweites Mal ein fast vollendetes Manuskript der TOTEN SEELEN. Einige Fragmente blieben erhalten. Wochen später, am 4. März, stirbt er in schrecklicher Einsamkeit. *Helmut Zemke*

Zeitgenössische Zeichnungen von P. Boklewski
Porträt: Aus dem Almanach „Dichter und Denker“, Berlin

Nachspiel: „Und das ist mein letztes Wort:“, hatte der einstige Freund Wissarion Belinski an ihn geschrieben, „Wenn Sie das Unglück hatten, sich mit stolzer Selbstdemütigung von Ihren wahrhaft großen Werken loszusagen, so sollten Sie sich jetzt mit aufrichtiger Demut von Ihrem letzten Buch lossagen und die schwere Sünde seiner Veröffentlichung vor der Welt mit neuen Schöpfungen gutmachen, die ihren vormaligen ebenbürtig sind!“ Aber der Mann aus Sorotschinzy unterlag tragisch. Ihn dennoch groß zu machen, genügten seine vormaligen Werke.

Zu Wasser fahren – behagliches Wandern auf gewundenem Fluß, sanftes Dahingleiten zwischen grünen Ufern. Mächtig rauschen und platschen die Schaufelräder, schleppen eine breite Gischtspur nach, doch solcher Anstrengung zum Trotz – nur unmerklich ändert sich vor unseren Augen die Kulisse. Wo – im Zeitalter der über dem Wasser dahinschießenden Kabinenboote – ist es noch zu haben, dieses ruhevolle Erlebnis? Auf der Donau nur einmal. An Bord der „Petöfi".

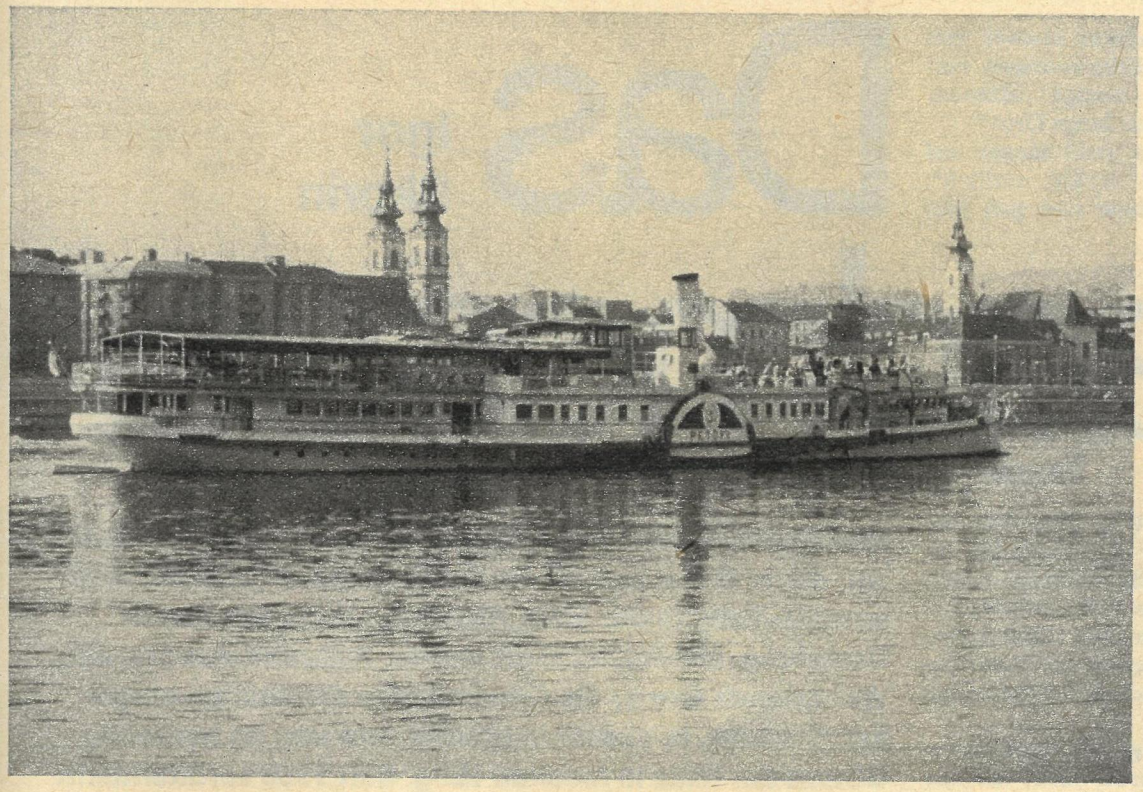
Unter den Brücken von Budapest zieht er seine Bahn, der letzte fahrplanmäßige Raddampfer, er umrundet die Margareteninsel und setzt seine 1450 Fahrgäste wieder vor dem Vigadó-Platz ab. Eigentlich sollte er schon längst im Ruhestand sein, der Veteran der Gesellschaft MAHART, doch die Direktion konnte sich den Bitten nicht verschließen, die wegen einer Dienstverlängerung der „Petöfi" an sie gerichtet werden. So nimmt István Pityinger, berenteter Schiffsingenieur und Hobby-Maschinist, jedes Frühjahr wieder das schnaubende Ungeheuer in Empfang, dessen 600 Pferdestärken den 62 Meter langen Schiffskörper vorantreiben: die generalüberholte Dampfmaschine, mit ihren altertümlichen Pleueln, Hebeln, Manometern und Ventilen die Hauptsehenswürdigkeit des Oldtimers.

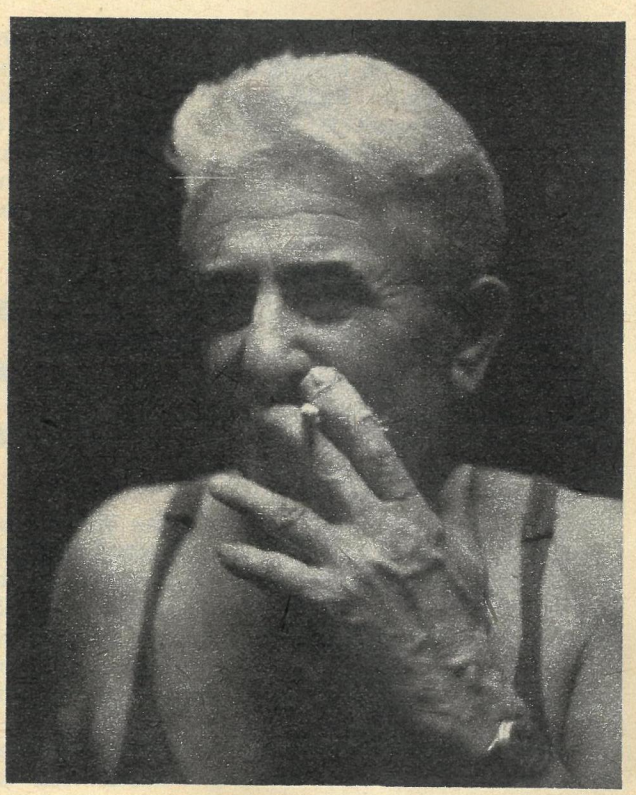
Dabei gehörte die „Petöfi" (Baujahr 1917), an der Vergangenheit der Donauschiffahrt gemessen, durchaus zu den neuzeitlichen Fortbewegungsmitteln. Geräumige Lastboote der Römer, bereits auf Spanten gebaut, mit Beplankung versehen, schwammen auf dem Fluß; es folgten ungarische Schaluppen und türkische Galeeren.

Als erstes Dampfschiff erschien 1817 die von einem Ungarn gebaute „Caroline" auf der Donau; die vielbesungene Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft eröffnete 1830 den Verkehr zwischen Wien und Budapest, wenig später fuhren Raddampfer über die Mündung des Stromes hinaus bis zu den Küsten des östlichen Mittelmeeres.

Die Schaufelräder rauschen, aus dem Maschinenraum weht ein Ruch nach heißem Schmieröl… Ich schließe die Augen und stelle mir vor, wir wären auf großer Tour, wie sie die „Petöfi" jährlich zwei-, dreimal unternimmt, von Esztergom am Donauknie stromab bis Mohács. Die Enthusiasten, die dafür stundenlang angestanden haben, betten sich nachts auf Luftmatratzen an Deck. Schlafen, gewiegt vom Plätschern der Radschaufeln. Gutes altes Schaufelrad. Vor 165 Jahren erstmals über den Atlantik gepaddelt, wartet es auf seine Rückkehr zur modernen Seefahrt – wie das stolz geschwellte Segel. Das ist schon wieder da.

Gyula Szegö (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)





Donauschaufelraddampfnostalgie

Das Jagdmesser

Igor Skorin

Igor Skorin studierte am Irkutsker Agronomischen Institut, als er direkt aus einem Seminar geholt und per Komsomolauftrag in die Miliz, Abteilung Verbrechensbekämpfung, abkommandiert wurde. Während des zweiten Weltkrieges war er als Kriminalist in Ostsibirien eingesetzt, studierte später in Irkutsk Jura und ist heute als Oberst der Miliz in Moskau tätig. Seit 1958 veröffentlicht Igor Skorin Geschichten nach authentischen Fällen der Kriminalmiliz. Unsere Leseprobe in gekürzter Fassung entnahmen wir dem im Verlag Das Neue Berlin erscheinenden Band „Eine gewöhnliche Dienstreise", aus dem Russischen übersetzt von Aljonna Möckel.

Der Abendhimmel mit den vereinzelten Federwölkchen leuchtete in unbeschreiblichem Farbenspiel; der Horizont lag bereits im Dunkel, doch die Wipfel der aufragenden Bäume wurden noch vom tiefroten Fächerstrahl der untergehenden Sonne überflutet. Aus der Ferne drang kaum hörbar Hundegebell herüber, und in den Wiesen hinter dem benachbarten Sumpf rief der Wachtelkönig. Ein Windhauch kam auf, so daß die Espen mit ihrem schon rötlich verfärbten Laub erzitterten. Erste Sterne begannen über dem Wald zu blinken, und klammheimlich kam die Mondsichel zum Vorschein.

Zwei Jäger traten auf die Lichtung hinaus: Iwan Pawlowitsch Sinjawin und Pjotr Petrowitsch Wachruschew. Das erlegte Federwild, als Bündel an den Jagdtaschen befestigt, zeugte vom Erfolg der Jäger und von der guten Arbeit ihrer Vierbeiner.

Während Wachruschew Wasser holte, schaute Sinjawin nach dem Wagen, den sie im Buschwerk zurückgelassen hatten, und entzündete das Feuer. Die züngelnden Flammen warfen schwarze Schatten, die sich in den Bäumen verloren und dann wieder aus dem Buschwerk hervorkrochen.

Die beiden Männer unterhielten sich und wachten gleichzeitig darüber, daß ein gemäßigtes Feuer unter dem aufgehängten Topf brannte.

„Sieh mal, Iwan", sagte Wachruschew, als er plötzlich einen Setter auf die Lichtung stürmen sah, „da kommt auch der Dritte im Bunde." Und in der Tat zeigte sich im nächsten Augenblick Roman Iwanowitsch Rosow, bepackt mit Federwild und quer über der Brust hängendem Gewehr.

„Also los, ihr Weidmänner, ans Werk jetzt!" rief Sinjawin vom Feuer her und nahm den brodelnden Kessel herunter. „Erst mal was essen, Tee trinken und eine rauchen, dann wird's auch langsam Zeit zum Aufbruch."

Das Feuer war schon fast niedergebrannt, die Jäger schauten in die verglimmenden Kohlestückchen, und niemand hätte sagen können, wo sie in diesem Augenblick mit ihren Gedanken waren. Sinjawin lag auf der Seite und schnitzte mit einem großen selbstgefertigten Jagdmesser an einer Gerte. Sein Gesicht, schwach erhellt vom Abglanz erlöschenden Feuers, wirkte nachdenklich.

„Was hast du da für ein Messer, Iwan", fragte Wachruschew und rückte näher an ihn heran, „ich hab's noch nie bei dir gesehen."

Sinjawin wägte das Messer ein paar Sekunden lang auf seiner breiten Handfläche, dann reichte er es langsam dem Freund. „Ich nehme es nur selten mit", erwiderte er schließlich, „doch gestern kam es mir zwischen all meinen Jagdutensilien wieder mal unter die Augen. Es ist ein besonderes Messer, mit ihm sind viele Erinnerungen verknüpft – an mutige Männer, schwere Tage und ferne Orte."

„Nun spann uns nicht länger auf die Folter und erzähl endlich", sagte Wachruschew und gab ihm das Messer zurück. „Ich war damals Leiter der Kriminalmiliz im Kreis Petrowsk-Sabaikalski. Arbeit gab es nicht allzuviel, und das Leben floß einigermaßen ruhig dahin. Dann jedoch begann der Vaterländische Krieg, und ich meldete mich zur Armee.

Freilich kam es ganz anders als erwartet: Ich wurde nicht an die Front geschickt, sondern auf einen verantwortungsvollen Posten im Gebietskriminalamt.

Eine Woche später kam mein Nachfolger Leutnant Lissin. Staubig von der Reise, einen schwarzen, abgeschabten Koffer in der Hand, so stand er plötzlich in meinem Zimmer... Moment mal, wie alt war ich damals eigentlich? Na ja, an die fünfundzwanzig, und Lissin etwa drei Jahre jünger. Kurz, er war ein einfacher, geradliniger Mann und gefiel mir auf Anhieb.

Ich brachte es nicht fertig fortzugehen, ohne mich von jenem Mann zu verabschieden, der mich in der Jagd unterrichtet hatte. Er hieß Gurjan Alexejewitsch und war ein erfahrener Weidmann. Lissin bat darum, daß ich ihn mitnahm.

Gurjan Alexejewitsch lebte knappe dreißig Kilometer von Petrowsk-Sabaikalski entfernt in dem kleinen Dorf Charaus, das am Ufer eines Flüßchens lag und mit seinen Gärten in die Taiga überging.

Ich machte Lissin mit ihm und seinem jüngsten Sohn Grigori bekannt, der genauso knorrig-zäh war wie sein Vater. Sein Ältester, Nikolai, Offizier der Roten Armee, kämpfte bereits an der Front. Auch Grigori hatte seinen Stellungsbefehl erhalten und würde in zwei Tagen einrücken.

Ich muß gestehen, daß Lissin und ich kein gutes Gefühl hatten, hier im Hinterland zu bleiben, während aus dieser Familie nun schon der zweite Mann in den Kampf zog.

Nun heißt's Abschied nehmen, Gurjan Alexejewitsch, sagte ich mit einem Seufzer. Während die meisten an die Front gehn, müssen wir uns im Hinterland herumdrücken.

Wart's ab, Jungchen, glaub ja nicht, das wird ein Zuckerlecken.

Wir küßten uns nach alter Sitte dreimal auf die Wangen, und bald darauf blieben die Lichter des gastlichen Häuschens hinter mir in der Taiga zurück.

Illustration: Bernhard Kluge

Ich packte meine wenigen Habseligkeiten zusammen und fuhr zur Station. Der Zug ging sehr zeitig, dennoch hatten sich nahezu alle Mitarbeiter unserer Kreismiliz eingefunden, um mich zu verabschieden. Wir waren eine Familie gewesen, hatten Freud und Leid miteinander geteilt, wie es so schön heißt, deshalb fiel mir die Trennung schwer.

Mein Stellvertreter Proschin, ein lustiger Kerl und Witzbold, spielte uns gekonnt vor, wie ich schon bald mit der furchteinflößenden Miene des Vorgesetzten wieder hier auftauchen würde, um sie auseinanderzunehmen. Danach zog er spöttelnd über meine Siebensachen her, die so gar nicht ‚ranggemäß' waren, und hakte sich schließlich an meinem am Rucksack befestigten Messer fest. Er suchte zu beweisen, daß ein solches Gerät einzig für die Taiga bestimmt sei und nicht in eine Gebietsstadt mitgenommen werden dürfe.

Nun begann auch Lissin in diese Kerbe zu hauen und überredete mich am Ende, mein Messer gegen sein Klappmesser zu tauschen. Kaum in der Gebietsstadt angekommen, steckte ich schon bis zum Hals in der Arbeit. Unmerklich verging der Winter, der Schnee schmolz, und das Frühjahr neunzehnhundertzweiundvierzig brach an. Eines Tages jedoch ließ mich der Leiter des Kriminalamts, Guschin, rufen und reichte mir, ohne meinen Gruß zu erwidern, ein Telegramm aus Petrowsk-Sabaikalski. Lakonische Telegrammzeilen, die in meiner Hand zu tanzen begannen, teilten mit, daß am Abend zuvor Wolodja Lissin in der Taiga, unweit des Dorfes Charaus, von Banditen ermordet worden sei. Die Verbrecher hatten seine Waffe an sich genommen und waren flüchtig.

Wenn in einem der Kreise ein Kapitalverbrechen geschah, wurde stets ein Mitarbeiter des Gebietskriminalamts entsandt, und diesmal kam von allen Kollegen mir das moralische Recht zu, nach Petrowsk-Sabaikalski zu fahren. Wer wußte, ob Lissins Schicksal nicht mich ereilt hätte, wäre ich am alten Ort geblieben. Die unsichtbare Front existierte auch hier.

Ich traf noch rechtzeitig zur Beerdigung ein. Außer den Mitarbeitern Lissins waren auch Einwohner erschienen sowie Arbeiter aus jenem Betrieb, in dem er oft zu Gesprächen gewesen war oder mit jungen, vor ihrer Einberufung stehenden Leuten diskutiert hatte. Auch Gurjan Alexejewitsch und einige seiner Kollegen waren anwesend.

Zu dritt – Proschin, Gurjan Alexejewitsch und ich – fuhren wir direkt vom Friedhof aus nach Charaus, wo sich bereits das Gros der operativen Mitarbeiter versammelt hatte. An Ort und Stelle erfuhr ich den genauen Tathergang.

In der Nacht war das Geschäft der Bergarbeiterversorgung ausgeraubt worden. Man hatte den alten Wächter gefesselt und die Tür aufgebrochen. Die Banditen hatten nicht nur Industriewaren, Geld, Wodka, Zigaretten und Lebensmittel gestohlen, sondern auch eine boshafte Schweinerei begangen: In ein großes Blechfaß mit Sonnenblumenöl, das den Arbeitern zugeteilt werden sollte, hatten sie Tabak, Bonbons und mehrere Flaschen Eau de Cologne geschüttet.

Lissin, der sich in jener Nacht auf dem Grubengelände befand, wurde alarmiert. Ohne Verstärkung aus dem Kreis abzuwarten, bat er zwei Jäger aus der Arbeitersiedlung um Hilfe und machte sich mit ihnen an die Verfolgung der Einbrecher.

Am nächsten Tag gelang es, etwa zwanzig Kilometer vom Bergwerk entfernt, in der Nähe des Dorfes Charaus, die beiden Banditen in einer alten, verfallenen Winterhütte im Schlaf zu überrumpeln und dingfest zu machen, ohne daß sie Widerstand leisten konnten. In der Hütte wurde auch sämtliches Diebesgut gefunden. Übrigens kannten die Jäger einen der Täter – es war ein Ortsansässiger, ein Saufbold und Nichtsnutz, der schon vor dem Krieg aus dem Kolchos gejagt worden war. Er hatte bereits wegen übelster Wilderei eingesessen und war zweimal aus der Armee desertiert.

Dieser Mann hieß Soljonow und wirkte furchterregend. Das kleine fliehende Kinn verlieh ihm ein jämmerliches und zugleich bösartiges Aussehen. Die unsteten Augen verrieten Brutalität, was sein Gesicht besonders unangenehm erscheinen ließ.

Der zweite, ein langer Kerl, ging ein wenig krumm und schaute finster-mißtrauisch drein. Er hatte keine Papiere bei sich. Die Banditen lehnten es kategorisch ab, die Beute selber zu tragen, und so bat Lissin seine Begleiter, mit zuzupakken. Die schwerbeladenen Jäger kamen nur langsam vorwärts, und Lissin unterlief ein erster Fehler: Er ging mit den beiden Männern allein voran, in der Absicht, den Jägern ein paar Leute von der nächstgelegenen Kolchosfarm zur Unterstützung zu schicken. Sein automatisches Gewehr hielt er schußbereit; außer der Pistole hatte er auch noch mein Messer am Gürtel hängen.

Am Feld angelangt, rief der Leutnant die Bauern an, doch in diesem Augenblick drehte sich der Lange blitzschnell um und stürzte sich auf ihn. Es gelang ihm, Lissin, der einen Schuß abgab, aber nicht traf, das Gewehr zu entreißen. Der Leutnant versuchte, die Pistole zu ziehen, doch er kam nicht dazu. Im gleichen Augenblick nämlich riß Soljonow das Messer aus Lissins Gürtel und stieß es ihm in den Rükken. Damit war der ungleiche Kampf entschieden. Vom Feld her rannten die Bauern mit Heugabeln und Spaten herbei, doch Soljonow schnappte sich Lissins Gewehr und gab drei flüchtige Schüsse auf sie ab. Mit dem vierten Schuß tötete er Lissin, der nur verletzt gewesen war und sich erheben wollte. Der Lange nahm Pistole und Patronentasche Lissins an sich und flüchtete mit Soljonow in die Taiga. Seinen zweiten Fehler – den Fehlschuß – hatte Lissin mit dem Leben bezahlt.

Die nüchternen Sätze im Protokoll klärten mich über die Umstände von Lissins Tod auf, und beim Lesen wurde mir bitter bewußt, daß des Leutnants Fehler nicht nur ihm selbst zum Verhängnis geworden waren, sondern den Banditen auch die Möglichkeit gegeben hatten, ihre Verbrechen fortzusetzen. Im Dorfsowjet von Charaus hatten sich alle eingefunden, die in die Fahndung einbezogen werden sollten. Wir legten unseren Aktionsplan für die nächsten Tage fest. Uns war klar, daß die Banditen vor nichts zurückschrecken würden und deshalb so schnell wie möglich gefaßt werden mußten.

Wir nahmen an, daß die beiden Verbrecher den Kreis nicht verlassen, sondern sich in der nahe gelegenen Taiga verschanzt hatten, wo Soljonow jeden Busch und jeden Pfad kannte. Den Dörfern vorgelagert sind sogenannte Vorwerke – Gehöfte, in denen sich die Bauern einquartieren, wenn sie in den warmen Monaten auf den Feldern arbeiten oder das Vieh auf die Weide treiben. Da man ohne Brot und Salz in der Taiga nicht weit kommt, richteten wir bei jedem Dorf, jedem Vorwerk einen Hinterhalt ein, hofften, auf diese Weise die Banditen zu fassen.

In einem dieser Hinterhalte, an der Kreuzung zweier Feldwege, harrten seit fast vierundzwanzig Stunden Leutnant Proschin und der Jäger Iljin aus. Sie sollten erst gegen Abend abgelöst werden. Ihr Proviant war längst aufgebraucht, Hunger quälte sie. Auch wurden sie von Mücken heimgesucht, und zu allem Überfluß war ihnen der Tabak ausgegangen. Schließlich hielt es Proschin nicht mehr aus und sagte: ‚Lauf doch mal rasch 'rüber ins Dorf, Iljin, und schaff was Eßbares 'ran. Ist doch bloß ein Kilometer, und man kennt dich dort; in einer halben Stunde bist du wieder zurück. Bring auch unbedingt was zu rauchen mit, vielleicht können wir die Mücken damit vertreiben. In der kurzen Zeit wird hier schon nichts passieren.' Der Jäger hatte die ersten Häuser erreicht, als ein Mann aus dem Wald heraustrat und, vorsichtig nach allen Seiten Ausschau haltend, gleichfalls in Richtung Dorf ging. Der Unbekannte, der an Proschin vorbei mußte, trug scheinbar keine Waffe bei sich, und als er auf etwa zehn bis fünfzehn Meter herangekommen war, sprang der Leutnant aus dem Gebüsch. Er riß den Karabiner hoch und befahl: ‚Hinlegen!'

Der Mann kam der Aufforderung nach und ließ sich fallen. Es war Soljonow. Doch im selben Moment peitschte von rechts hinter den Bäumen hervor ein Schuß. Proschin verspürte einen heftigen Stoß gegen die Schulter; er fiel in eine kleine Senke am Gebüsch. Soljonow zog eine Pistole, und drei Kugeln wühlten die Erde um die Senke herum auf.

Proschin fühlte Blut über Brust und Rücken laufen, ein spitzer Schmerz breitete sich im Herzen aus. Er hob unter größten Mühen den Karabiner und schoß auf den Mann, der dem Jäger hatte folgen wollen und in den Wald zurückrannte. Die letzten Kräfte zusammennehmend, drückte er auch noch ein zweites Mal ab, gerade als der Bandit in die Bäume eintauchte. Dann legte sich ihm ein roter Schleier vor die Augen und riß ihn zu Boden.

Auf den Schußwechsel eilten Iljin und die Bauern aus dem Dorf herbei, sie verbanden schlecht und recht den besinnungslos daliegenden Leutnant und brachten ihn im Federwagen zum Krankenhaus in der Bergwerkssiedlung. Die Verwundung erwies sich als äußerst ernst.

Als erste trafen die Kriminalisten Akimow und Sinowjew am Tatort ein. Sie machten dem Jäger ernste Vorhaltungen.

Auch Proschin wurde gerügt, hatte er doch dem strengen Befehl zuwidergehandelt, den Hinterhalt unter keinen Umständen zu verlassen. Das machte die Sache allerdings nicht besser. Die Banditen waren wieder mal davongekommen, doch fanden die Kriminalisten am Waldrand einen blutgetränkten Stoffetzen – einen der beiden Verbrecher hatte Proschin demnach getroffen. Zehn Tage fahndeten wir weiter, doch ohne Ergebnis. Wir fuhren umher, suchten jedes Fleckchen ab, hockten in Hinterhalten – nichts. Die Vorgesetzten drängten auf schnelle Festnahme dieser gefährlichen Männer, die Telefondrähte sprühten Blitz und Donner.

Doch dann, es war der siebzehnte Tag, suchte mich Gurjan Alexejewitsch in Charaus auf. Er war nach unserer ergebnislosen Suche auf das fünfunddreißig Kilometer entfernte Vorwerk zurückgekehrt, wo er für die Rinderzucht Zimmermannsarbeiten durchführte. Gemächlich seine Machorka rauchend, erzählte er mir, daß er in einem nahen Flüßchen einen kleinen Damm angelegt und zwei Reusen installiert hatte, die er jeden Morgen auf Fisch untersuchte; die Ausbeute reichte meist für die ganze Brigade zum Mittagessen. Doch am Vortag, als er die Reusen wie gewohnt in Augenschein genommen hatte, mußte er feststellen, daß eine von ihnen leer war und anders befestigt. ‚Normalerweise', sagte er, ‚gibt's in der Taiga keine Fremden, folglich auch niemanden, der etwas

Fortsetzung auf Seite 43

Ich will lieber eine Stunde zu bald, als eine Minute zu spät kommen.

Zincgref

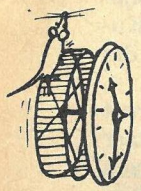
Tatjana Orlowa

Die Zeitprobe

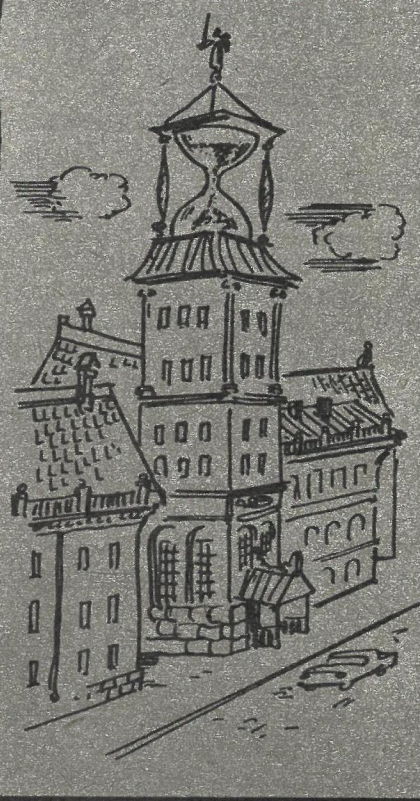
Um 20 Uhr erwarte ich täglich meinen Mann. Eigentlich müßte er schon um 19 Uhr vom Dienst nach Hause kommen, aber die eine Stunde brauche ich einfach, um mich zu beunruhigen! Wir wohnen in der ersten Etage, unaufhörlich lausche ich, ob der Fahrstuhl in Betrieb ist. Doch die Tür schließt sich wieder, mein Mann war es nicht! Um 21 Uhr komme ich zu dem Entschluß, daß ich ihn nie wieder bitten werde, etwas früher nach Hause zu kommen. Kommt er nicht von allein, so hat er eben keine Sehnsucht nach mir. Wenn er keine Sehnsucht nach mir hat, habe ich auch keine nach ihm! Um 23 Uhr ist es mir klar, daß ich ein neues Leben beginnen muß. Ich bin noch jung. Nebenbei gesagt, mein früherer Mitschüler Oleg ist bis heute noch nicht verheiratet. Nebenbei gesagt: Meinet-

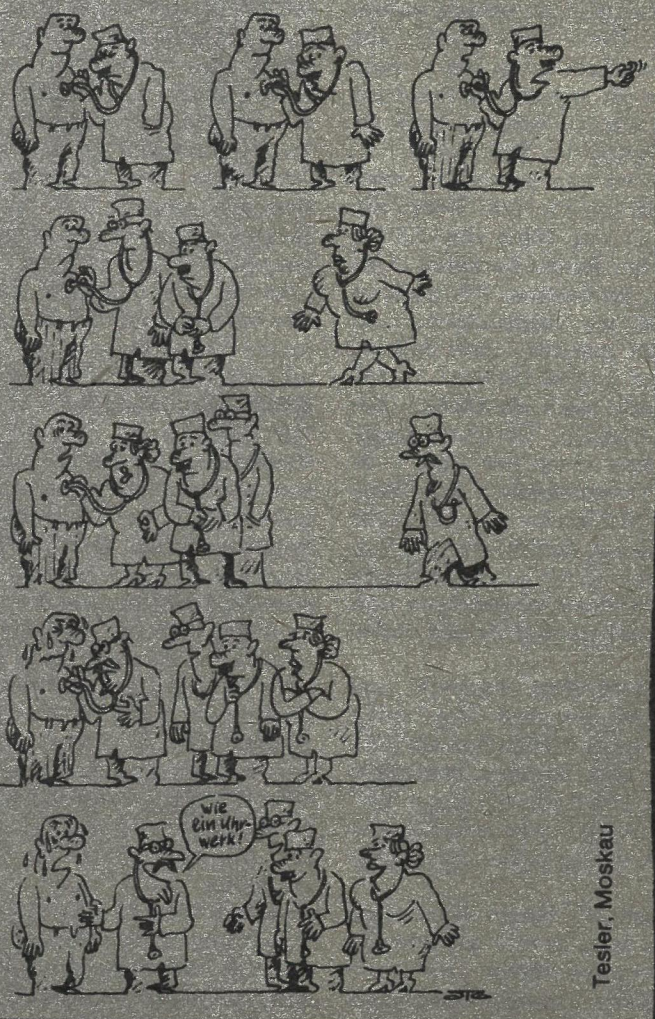
Begriffsstutzigkeit ist Schlagfertigkeit in der Zeitlupe!

H. Hubrig

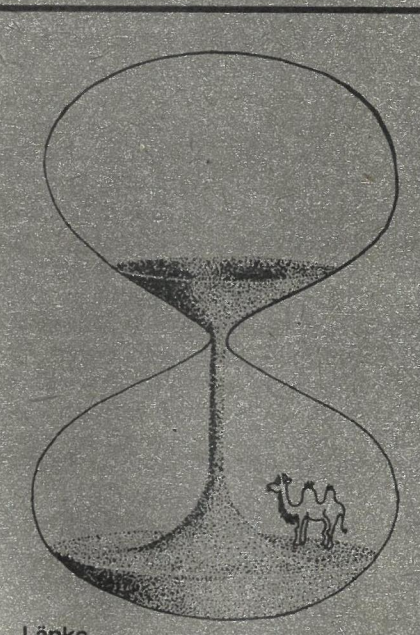


Chosin, Moskau

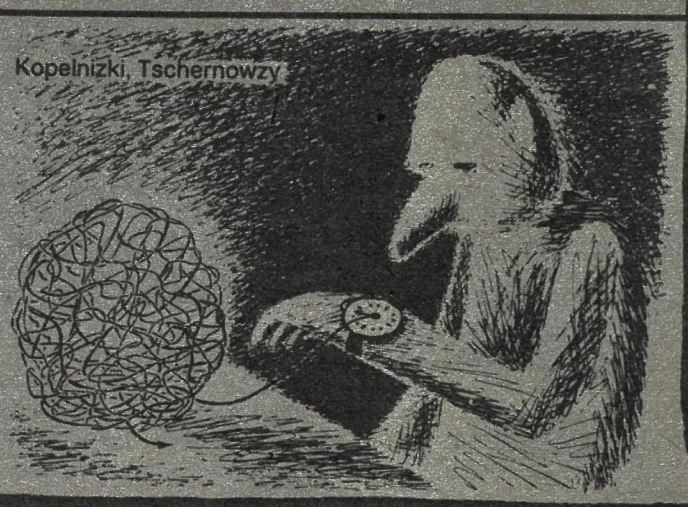




Tesler, Moskau



Läpke



Kopelnizki, Tschernowzy

Es gibt Menschen, die brauchen längere Zeit, ein Geschichtchen zu erzählen, als die Zeit Zeit braucht, es geschehen zu lassen. Das sind die Generalpächter der Langeweile.
Börne

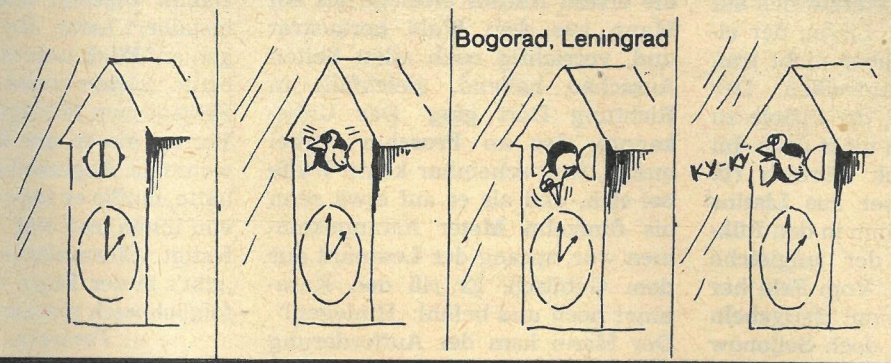
Quarz-

2

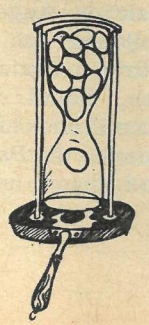
Wochenspruch

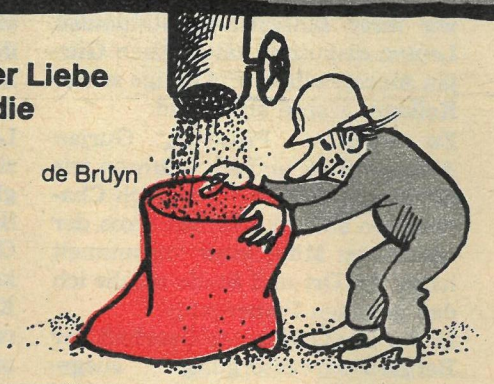
Die Wahrheit ist das Kind der Zeit, nicht der Autorität.
Bertolt Brecht

Zeit, die nicht vom Fleck kommt: ein gefrorener Springbrunnen. Aragon



Die Wege der Liebe sind selten die kürzesten.



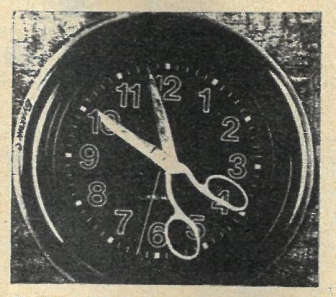


de Bruyn

Wer die Zeit verklagen will, daß so zeitig sie verraucht, der verklage nur sich selbst,

hat in seiner Jugend nicht davon geträumt, der Welt einen Titanen zu schenken? Tendrjakow

wegen! Um 24 Uhr beginne ich daran zu zweifeln, daß unser Glück noch zu retten ist. Wer hat es zerstört? Er!
Um 1 Uhr nachts bedaure ich es, daß ich so viele Jahre meiner Jugend verloren habe. Nicht einmal Judo habe ich gelernt! Eine Stunde später kommt mir ein schrecklicher Gedanke: Sicher ist er in einen Autounfall verwickelt worden! Vielleicht ist er gar nicht mehr unter den Lebenden! Wie konnte ich nur so schlecht über ihn denken?! Und Oleg? Er ist nicht einmal seinen kleinen Finger wert! Verzeih mir, Liebster, es gibt keinen besseren Mann als dich! Wie zärtlich er sein konnte! Und wie ungerecht war ich manchmal!
Um 3 Uhr früh klingelt es, ich öffne tränenüberströmt die Tür. „Liebster, jetzt erst habe ich begriffen, was du mir bedeutest!"



Bulkin, Moskau

Aus dem Russischen von Kyra Reichardt

Raffael, der Zeit fressende Schneck von Dörck

Ach, der Liebe Zeit!
Schiebe niemalen um eine einzige Stunde das Glück auf. Das Glück muß frisch getrunken werden.
Rolland

☆

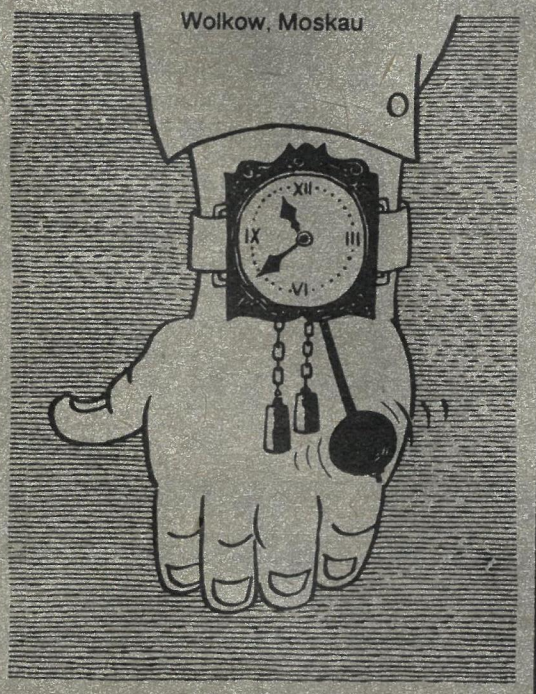
Uhren, an denen sich Liebespaare treffen, gehen immer falsch.
Tucholsky

☆

Die Liebe hat die Zeit abgeschafft.

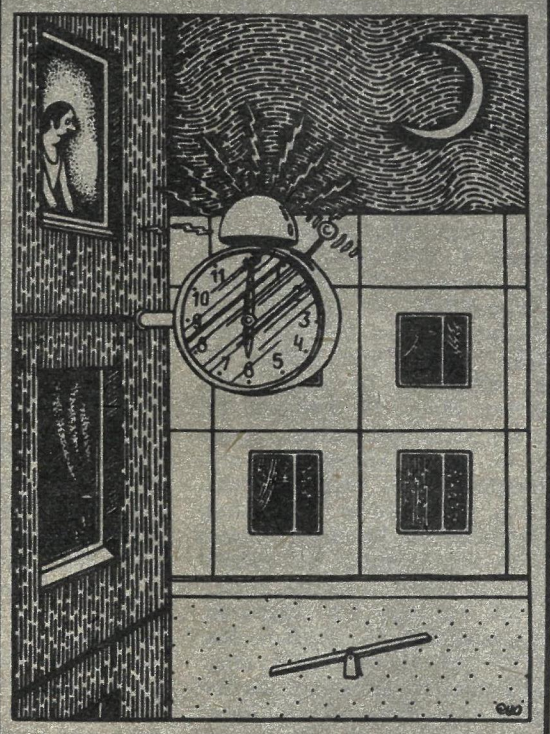
☆

Uhr 032

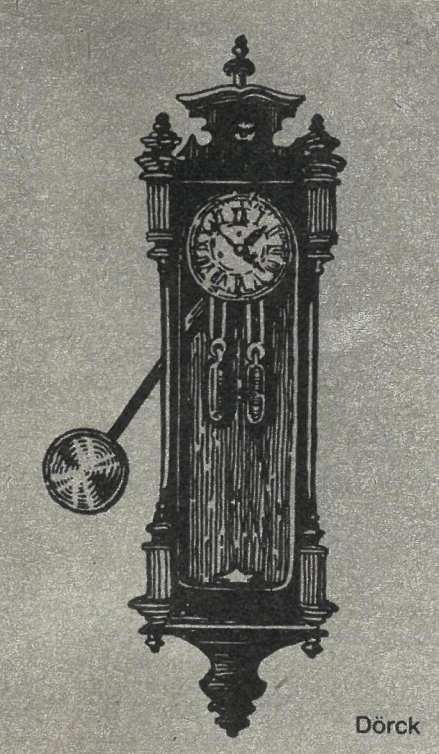


Wolkow, Moskau

Die Zeit heilt Wunden und läßt die Ärzte altern.
Muschtum

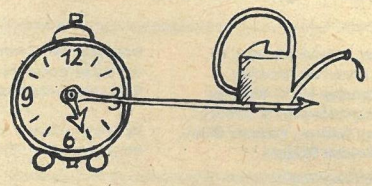


Maistrenko, Leningrad



Dörck

Ein Faulpelz klagt, er sei verdrossen und erschlagen,
und dies verspür er stets vor trüben Regentagen.
Sollt aber sein Verdruß des Regens Bote sein,
wir hätten durch das ganze Jahr kaum dreimal Sonnenschein.
Johannes Grob

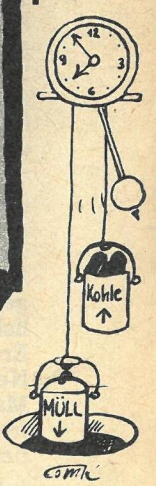


Bosenko, Chimki

Du selber machst die Zeit,
das Uhrwerk sind die Sinnen,
hemmst du die Unruh nur,
so ist die Zeit von hinnen.
Angelus Silesius

Redaktion: Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik: Martin Kotsch

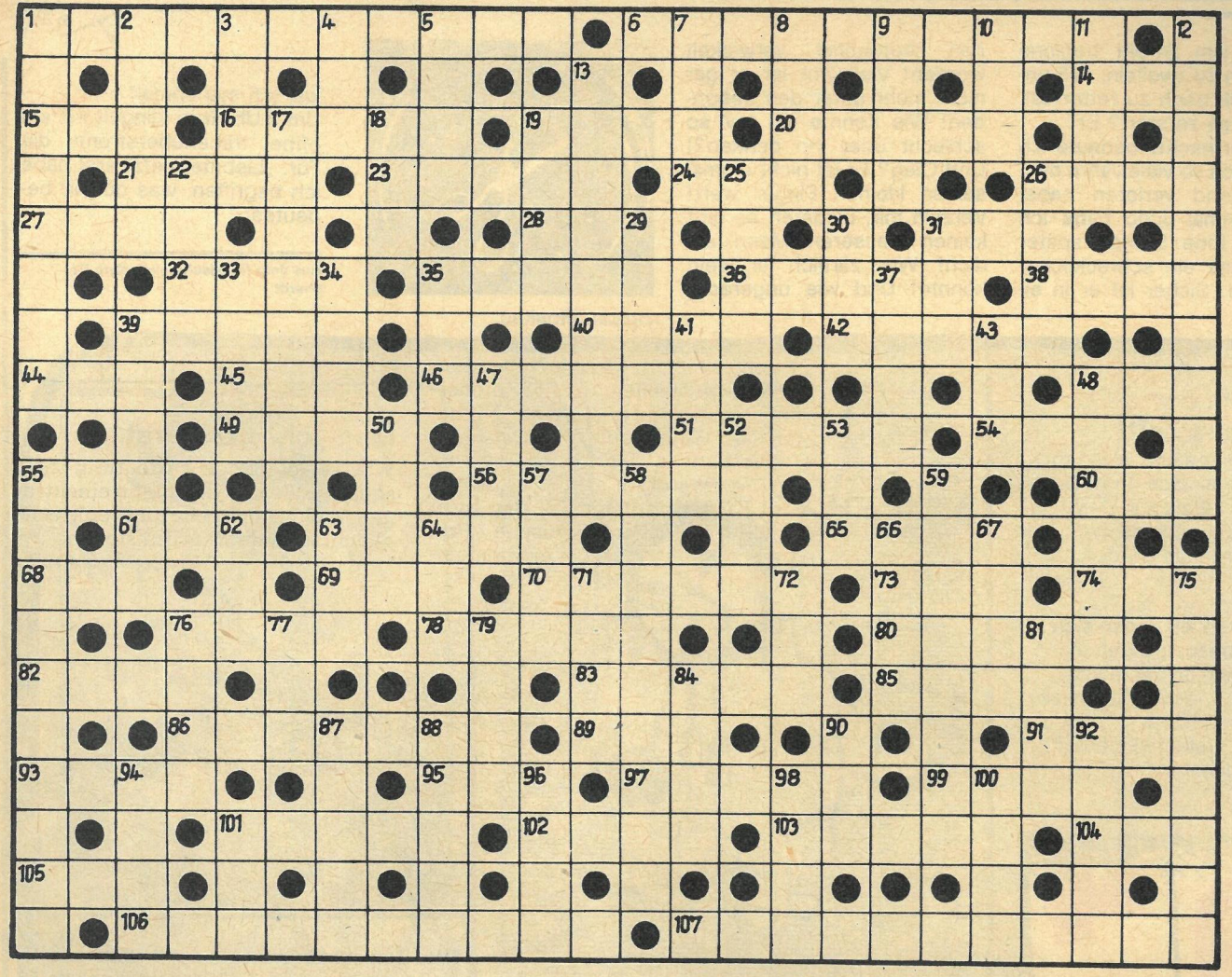
Warten und Verspätung sind die neuralgischen Berührungspunkte unserer Nerven mit der Zeit!



daß er sie nicht zeitig braucht. Logau

Jede Zeit ist umso kürzer, je glücklicher man ist. Plinius

★ RÄTSEL



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. bedeut. sowj. Physiker, 6. Erfinder des russ. Porzellans, Studienfreund Lomonossows, 14. arab. Männername, 15. griech. Buchstabe, 16. Luftgeist in Shakespeares „Sturm“, 19. altröm. Kaiser, 20. Stadt im Bezirk Magdeburg, 21. im Altertum Land in Südarabien, 23. Garngewichtsnummer, 24. svw. selten, 26. nordfranzös. Stadt, 27. Blutgefäß, 28. engl. Zahlwort, 31. Meeres-Raubfisch, 32. Zitterpappel, 35. künstl. Wasserstraße, 36. Mädchenname, 38. svw. Sumpf, Bruch, 39. Wesensart, 40. ein Küchenkraut, 42. finn. Dampfbad, 44. Verneinung, 45. griech. Göttin der Verblendung, 46. abgesteckte Linie beim Straßenbau, 48. engl. Anrede, 49. griech. Siegesgöttin, 51. ein Schwermetall, 54. Hinweis, 55. Herrenschoßrock mit abgerundeten Vorderteilen (Kurzw.), 56. russ. Komponist (gest. 1857), 60. Vorfahr, 61. Ansiedlung, 63. Kloster, Stift, 65. Zuchttier, 68. Aussehen, Miene, 69. Mädchenname, 70. Industriegemeinde bei Berlin (eine Endstation der S-Bahn), 73. Angehöriger eines altnord. Göttergeschlechts, 74. Komponist der Oper „Die Zaubergeige“, 76. svw. freundlich u. höflich, 78. männl. Stimmlage, 80. ein Erdteil, 82. Schulsaal, 83. ein Elbe-Nebenfluß i. d. DDR, 85. italien. Maler des 17. Jh., 86. eine Kernfrucht, 89. Baumteil, 91. Hauptteil der Handfeuerwaffen, 93. Komponist der Oper „Die Kluge“, 95. dichterisch: Adler, 97. landwirtschaftl. Gerät, 99. lateinisch: ebenso, desgleichen, 101. Hohlmaß, 102. Elementarteilchen, 103. bedeut. ungar. Epiker und Lyriker (gest. 1882), 104. Behörde, 105. frühere französ. Münze, 106. russ. Klaviervirtuose, Komponist u. Dirigent (gest. 1894), 107. histor. Bezeichnung für die Mitglieder der KPdSU.

Senkrecht: 1. Volk einer ASSR innerhalb Georgiens, 2. Segelwind, 3. Donaunebenfluß, 4. einfarbig, 5. Monatsname, 7. russ. Männernamen, 8. europ. Strom zur Ostsee, 9. Schilf, Röhricht, 10. Fluß zum Asowschen Meer, 11. Beinteil, 12. russ.-sowj. Pflanzenzüchter (gest. 1935), 13. sowj. Mineraloge und Geochemiker (gest. 1945), 17. russ. Mönch u. Abenteurer, Günstling des letzten Zaren, 18. griech. Buchstabe, 19. ein Edelgas, 22. Fläche (latein.), 25. sowj. See in Mittelasien, 26. Farbton, 29. altgriech. Küstenlandschaft, 30. Stadt in Marokko, 31. Trockenfutter, 33. engl. Männername, 34. Ritter der Artusrunde, 35. engl. Bauernführer (gest. 1549), 37. Jungtier, 39. Ältester eines Faches, 41. Schiffsschaden, 43. rillenförmige Vertiefung, 47. Zorn, 48. Gartengerät, 50. Nachlaßempfänger, 52. Besitz, 53. feierl. Gedicht, 55. sowj. Stadt am unteren Amur (sowj. Fernost), 57. lateinisch: Milz, 58. russ. revolutionärdemokrat. Dichter u. Publizist (gest. 1877), 59. russ.-sowj. Lyriker (gest. 1925), 62. Aufgußgetränk, 63. weibl. Stimmlage, 64. Handlung, 66. Landschaft. zw. Schwarzwald u. Schwäbischer Alb, 67. sauber, klar, 71. Farbton, 72. Wendekommando, 75. runde bunte Papierschnitzel, 76. Gefäß, 77. Gebirgseinschnitt, 79. altgriech. Philosophenschule, 81. Hast, 84. Lebenshauch, 87. auf einem Unterbau ruhender Etagenvorbau, 88. Gestalt der Französischen Revolution, 90. Wurfspieß, 92. italien. Geigenbauerfamilie, 94. svw. Diele oder Korridor, 96. Rettich (mundartl.), 98. großer Raum, 100. gegossener Druckbuchstabe, 101. Ferment.

Silbenrätsel

Aus den Silben a – al – ar – ard – cher – dat – de – de – di – do – du – e – e – ei – en – er – fri – gar – gen – gly – got – he – hett – hie – i – i – in – irr – ka – ka – kö – la – li – na – ne – ne – ni – nie – pen – phe – ra – ra – re – rho – ro – run – sar – se – se – se – sel – sen – son – stedt – tas – tel – ten – ter – ter – the – to – tren – un – vel – wa – win sind 27 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und die dritten von unten nach oben gelesen ein altes deutsches Sprichwort ergeben:

1. Frucht einer Palmenart, 2. nordspan. Stadt am Golf von Biskaya, 3. Muse der Liebesdichtung, 4. Beinteil, 5. Erdteil, 6. Zeichen der altägypt. Bilderschrift, 7. französ.-baskischer Komponist („Bolero“), 8. Industrie- und Kreisstadt im Bezirk Halle, 9. Männername, 10. in Kokillen gegossener Stahlblock, 11. Geschirrteil, 12. Vorbild höchster Vollkommenheit, 13. kleiner Heringsfisch, 14. Lehrsatz; Behauptung, 15. Männername, 16. Labyrinth, 17. feiner Niederschlag, 18. Fixstern, 19. einjähriges Pferd, 20. Farbton, 21. Teil des Pferdezaums, 22. ein Schwermetall, 23. ein Rheinnebenfluß, 24. Behälter für Pfeile, 25. südbulgarisches Hochgebirge, 26. eine Heilpflanze, 27. deutsche Spielkarte.

Schach

WM-Debütantin–Lehrmeisterin SIZILIANISCH, D. Severade (USA)–I. Lewitina (UdSSR):
1. e4 c5 2. Sf3 d6 3. d4 cd 4. S:d4 Sf6 5. Sc3 a6 6. Lc4 e6 7. Lb3 Sc6 8. Le3 Le7 9. De2 Dc7 10. 0–0–0 Sa5 11. g4 b5 12. g5 S:b3+ 13. ab Sd7 14. Sf5 ef 15. Sd5 Dd8 16. ef Lb7 17. f6 gf 18. The1 L:d5 19. T:d5 Tg8 20. Tf5 Tg6 21. Df3 Se5 22. Dd5 Tc8 23. gf Da5 24. Kd1 Dc7 25. c3 T:f6 26. T:f6 L:f6 27. f4 Dc6 28. Dd4 Sf3 29. D:f6 Dd5+ 30. Ld4+ S:e1 31. K:e1 De6+ 32. Kd2 D:f6 33. L:f6 Kd7 34. Kd3 Kc6 35. Ld4 Tg8 Weiß gab auf.

Vom Kern zum Wort

1. Republik im südl. Südamerika, 2. elektr. Maschine, die Strom oder Spannung wandelt, 3. Vertreter eines Staates im Ausland (z. B. Botschafter), 4. Mittelgebirge i. d. BRD, 5. Maler und Holzschneider in Nürnberg, Lehrer Dürers, 6. reisende Gruppe von Forschern oder Kaufleuten durch die Wüste, 7. Schülerwohnheim, 8. Nervenentzündung.

Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – von 1 bis 8 – ergeben den Namen eines bedeutenden sowjetischen Filmregisseurs (1893–1953).

1	A	R	A				
2		F	O	R	M		
3				O	M	A	
4				W	A	L	
5				E	M	U	
6		R	A	W			
7			E	R	N	A	
8		U	R	I			

Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein Buchstabe auszutauschen, so daß sich andere Begriffe ergeben:

Beize – Salut – Spalte – Rangen – Natron – Linde – Kaste – Kabul

Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für eine Frühjahrsblume.

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

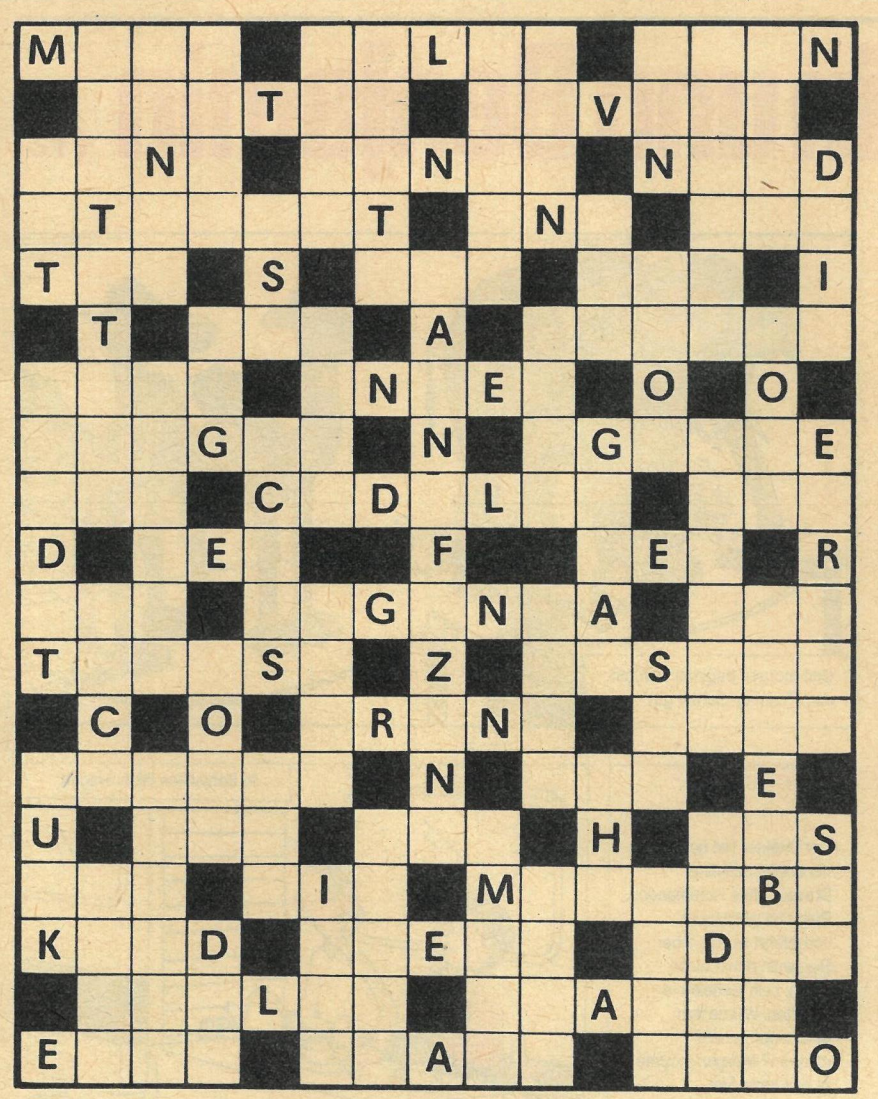
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure: Günter Bonow, Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche; Inge Albrecht
Wissenschaft: Heinz Bartel

Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Redaktionssekretär: Barbara Schablinski
Leserprobleme: Bernd Siegmund

Kultur: Helmut Zemke l. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau: Jürgen Geitner, Volkmar Billeb, Dr. Dietrich Pätzold

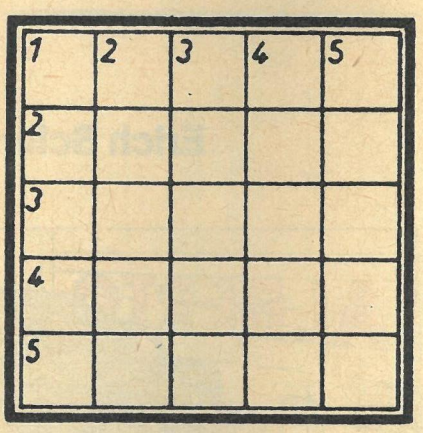
Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. aufklärende Werbung, 2. Herbstblume, 3. Abfluß des Baikalsees, 4. Operngestalt aus „Der Freischütz", 5. Baumteil, 6. tadshikisch-sowj. Schriftsteller (gest. 1954), 7. griechisch: Tugend, 8. südamerik. Kukkucksvogel, 9. sowj. See in Mittelasien, 10. Stadt im N Äthiopiens, 11. Mädchenname, 12. baumartige Zimmerpflanze, 13. Vorfahr, 14. Fluß im NW Jakutiens, 15 ein Aussprachezeichen, 16. Judo-Meistergrad, 17. Hauptfluß Nordalbaniens, 18. Mädchenname, 19. lateinisch: ist, 20. Schwung, Begeisterung, 21. alttröm. Quellnymphe, 22. straußenähnl. Laufvogel, 23. Widerhall (Mz.), 24. Fluß im südl. Peru, 25. svw. Elch, 26. lateinisch: also, folglich, 27. Göttin der Morgenröte, 28. Sommer (französ.), 29. altgriech. Friedensgöttin, 30. Mädchenname, 31. räumlich beschränkt, 32. Fluß bei Aschersleben, 33. Tierfanggerät, 34. ein Grundnahrungsmittel, 35. kleines Geschenk, 36. Sägewerksmaschine, 37. Gebirgszug im Krai Chabarowsk, 38. Meeres-Raubfisch (Mz.), 39. Meeresfisch von aalartiger Gestalt, 40. altägypt. Göttin, 41. Fluß im SO Kasachstans, 42. Mädchenname, 43. Industriestadt u. Luftkurort im Landkreis Wernigerode, 44. Eiland (Mz.), 45. kleine griech. Insel, 46. harzreiches Holz, 47. in der Buchführung die Habenseite, 48. Kraftrad (Kurzw.), 49. grobkörniger Sand, 50. einheimische Öl- und Faserpflanze, 51. svw. Moor, Bruch, 52. Schiffsgeschwindigkeitsmesser, 53. österr. Lyriker (1802–1850), 54. afrikan. Schmalnasenaffe, 55. Titel des Rektors von Universitäten und Hochschulen, 56. Unkraut in Getreidefeldern mit leuchtend roten Blüten, 57. Zeichen für Minute, 58. ein Planet, 59. Mißgunst, 60. griechisch: neu, 61. Warta-Nebenfluß, 62. strikte Verneinung, 63. niederländ. Stadt südwestl. von Nijmegen, 64. Mundlaut, 65. Ortschaft südwestl. von Donezk, 66. schweizer. Industriestadt a. d. Aare, 67. japan. Küstenstadt im SW der Insel Honshu, 68. nordspanische Provinzhauptstadt, 69. gekünstelte Haltung, 70. Entwicklungsstufen (griech.), 71. locker zusammengeschlossene Teilnehmergruppe bei Radrennen, 72. Getreideart, 73. Funkmeßverfahren, 74. Waldtier, 75. Hohlzylinder, 76. Nordlandtier, 77. Stadt südl. von Pößneck, 78. Ribonukleinsäure (Abk.), 79. Stichwaffe mit dreikantiger Klinge, 80. Ausdrucks-, Schreibweise, 81. Wisla-Nebenfluß, 82. altgriech. Philosophenschule, 83. Hochwasserwelle, 84. japan. Münzeinheit, 85. Name einer Freundin Goethes, 86. englisch: See, 87. englisch: Schlange, 88. sowj. Fluß zum Ob-Busen, 89. Dreschplatz, 90. sowj. Schwarzmeer-Hafen, 91. unter der Erdoberfläche angelegter Verkehrsweg, 92. offenes Fellboot der Eskimo, 93. einer der schweizer. Urkantone.

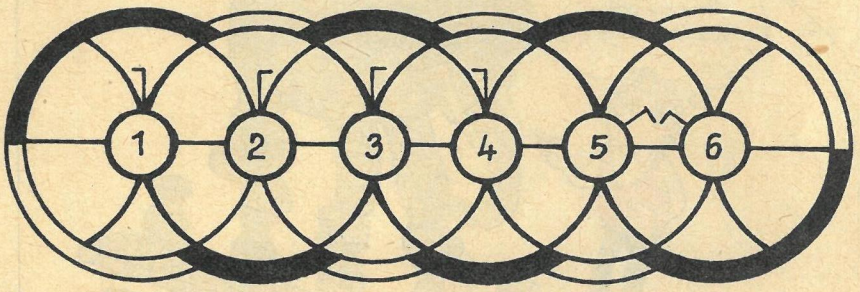


Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzutragen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:
1. alte deutsche Münze, 2. französ. Physiker des 18./19. Jh., 3. Verkaufsraum, 4. Stadt a. d. Bode, 5. Hauptstadt der dänischen Insel Bornholm.

Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:
Anker – Seni – Tanne – Lampe – Sari – Hasen – Husche – Nana – Laden – Schoner – Peso
Die Anfangsbuchstaben der neu gebildeten Wörter – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für eine Epoche, die vom 14. bis zum 16. Jahrhundert reichte und in der auf den Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Literatur besonders viel geleistet wurde.



Kreisleiste

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:
1. ein Kalisalz, 2. Einsiedler, 3. Bildpunkt, feines Liniennetz, 4. großer Wasserbehälter, 5. Salzwerk, 6. Reitsitz.

Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für eine Gewürzpflanze.

Auflösungen aus Heft 6/1984

Kreuzgitter. Waagerecht: Desna(10), Ufa(70), Senat(61), Kur(36), Mut(44), Eklat(15), Nau(48), Oktan(53), Biege(8), Ria(56), Ried(57), Dame(11), Argus(1), Duo(12), Sto(62), Karo(37), Satz(63), Sauna(64), Ellen(16), Nest(49), Isen(31), Abo(2), Erg(17), Segel(65), Kamm(38), Eede(18), Ire(32), Gogol(26), Mosel(45), Nie(50), Onega(54), Lid(41), Ras(58), Kakao(39), Eta(19), Ebene(20).
Senkrecht: Dnepr(13), Salbe(67), Akte(5), Urne(72), Amur(6), Stoa(68), Nitra(52), Tante(69), Aida(3), Gag(27), Indol(35), Ist(33), USA(73), Dose(14), Met(47), Rau(59), Ukas(71), San(66), Oss(55), Rene(60), Ana(7), Zoo(74), Atem(4), Niger(51), Lie(42), Eva(21), Esk(23), Bad(9), geo(29), Leon(43), Komik(40), Musik(46), Eleve(24), Etage(25), Illo(34), Ende(22), Gera(28), Gose(30).
Einer fehlt: O(b)st, B(l)au, T(a)ube, A(u)ster, Z(w)ickel, H(a)us, P(l)aste. – Blauwal.

Trefflich: Hammer – Hummer.

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Ire, 2. Senke, 3. Leuna, 4. Greis, 5. Kirow, 6. Baron, 7. Meter, 8. Aidar, 9. Taler, 10. Lauer, 11. Ten.

Von der Zahl nach links: 3. Lei, 4. Genre, 5. Kruke, 6. Biene, 7. Maria, 8. AEROS, 9. Titow, 10. Laden, 11. Talar, 12. Heuer, 13. Ner.

Rätselreim: Hexen + Tanz + Platz = Hexentanzplatz.

Silbenrätsel: 1. Idee, 2. Medizin, 3. Brenner, 4. Akten, 5. Elemi, 6. Turnier, 7. Agnat, 8. Beere, 9. Okarina, 10. Maler, 11. Anina, 12. Anmut, 13. Hammer, 14. Mungo, 15. Schienen, 16. Omaha, 17. Rigel, 18. Stentor. – „Der Kluge kann auch mit einem Narren umgehen".

Raten und Rechnen:

3318	:	14	=	237
–		×		+
1098	+	59	=	1157
2220	–	826	=	1394

Vom Kern zum Wort: 1. Argument, 2. Untertan, 3. Tangente, 4. Ottomane, 5. Gasthaus, 6. Romantik, 7. Asteroid, 8. Manieren, 9. Matrikel. – Autogramm.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 2) aus Heft 4/1984

Waagerecht: 1. Vokal, 6. Boje, 8. Kamen, 13. Simili, 14. Kola, 15. Ural, 17. Elend, 18. Esla, 21. Barrakuda, 25. Ole, 26. Dreiser, 27. Reben, 28. Trass, 31. Roi, 32. Ise, 33. APN, 35. Aar, 36. Toni, 39. Atlant, 42. Republik, 46. Arasi, 47. Eva, 48. Ate, 49. Stachel, 52. Cape, 54. Hus, 56. Reep, 59. Adelaide, 61. Mate, 63. Kantemir, 65. Aral, 66. DNA, 68. Tara, 69. Gelenke, 71. Lie, 73. Uil, 74. Knall, 76. Kolonnen, 79. Troika, 83. Erle, 84. Eos, 86. Leu, 88. Aul, 89. Rur, 90. Nelke, 92. Astor, 95. Cedille, 97. EEG, 100. Rotbarsch, 102. Aloe, 103. Gibraltar, 106. drei, 107. Tute, 108. Oradea, 109. Erna, 110. Anapa, 111. Bein, 112. Gerd, 113. Ritt.

Senkrecht: 2. Oslo, 3. Kiel, 4. Amneris, 5. Lid, 6. Bier, 7. Jelisaweta, 8. Kobra, 9. Ala, 10. Marine, 11. Trubel, 12. Elan, 15. Uke, 16. Ade, 19. Seil, 20. Asen, 22. Armut, 23. Ora, 24. As, 26. Dia, 28. TASS, 29. Armada, 30. Stahl, 34. Praha, 37. Oreaden, 38. Nalin, 40. Team, 41. Tee, 43. Pastell, 44. Berme, 45. Kap, 50. Tar, 51. Cello, 53. Patrouille, 55. Ungar, 57. Einzel, 58. Erle, 60. Daune, 62. Erek, 64. Ellen, 65. Alk, 67. Alt, 70. Esse, 72. Indra, 75. Nereide, 77. Letten, 78. Elista, 80. Rada, 81. Illo, 82. Are, 85. Oktant, 87. Uchta, 91. Eller, 92. Arda, 93. Sor, 94. Obi, 96. Leon, 98. Eber, 99. Grad, 101. Cup, 103. Gag, 104. tri, 105. Rat. **Lösungswort:** Tscherkesska.

Es gewannen:

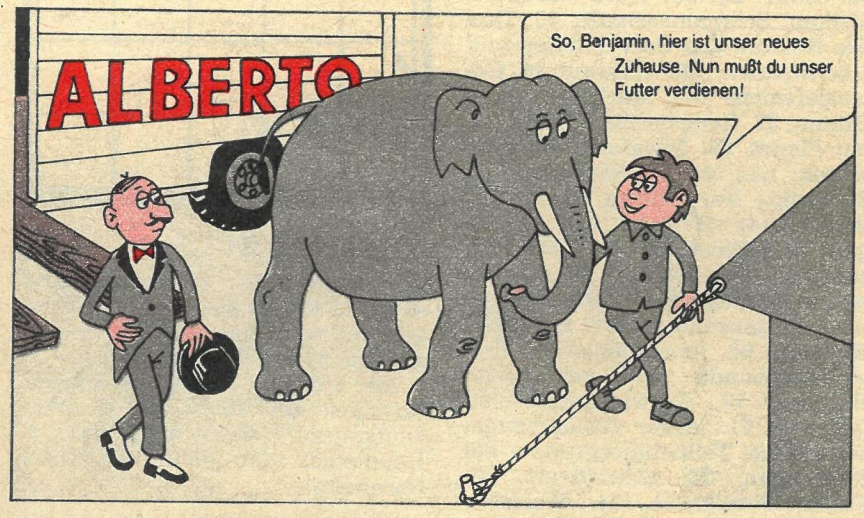
1. Preis:	100,– M	W. Lüders 9906 Syrau
2. Preis:	75,– M	Helmut Rödiger 9620 Werdau
3. Preis:	50,– M	Hildegard Elsner 4440 Wolfen
4. Preis:	25,– M	Wilhelm Holl 5066 Erfurt

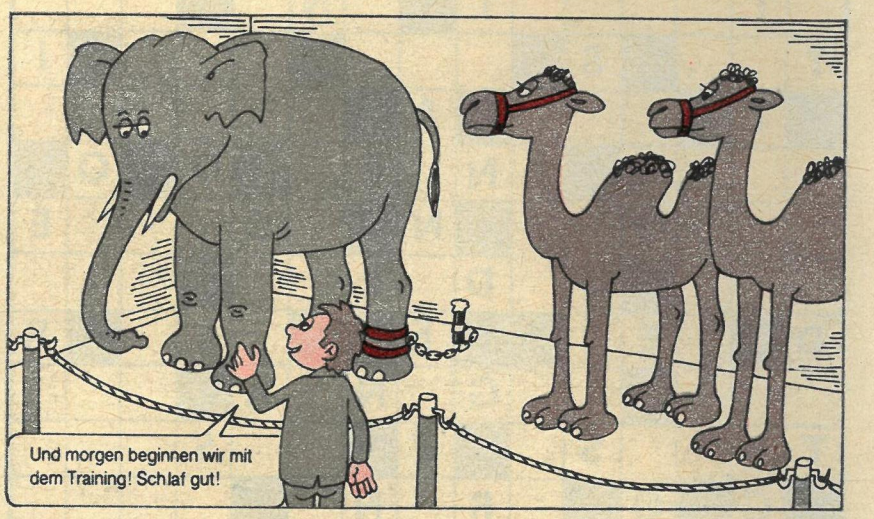
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

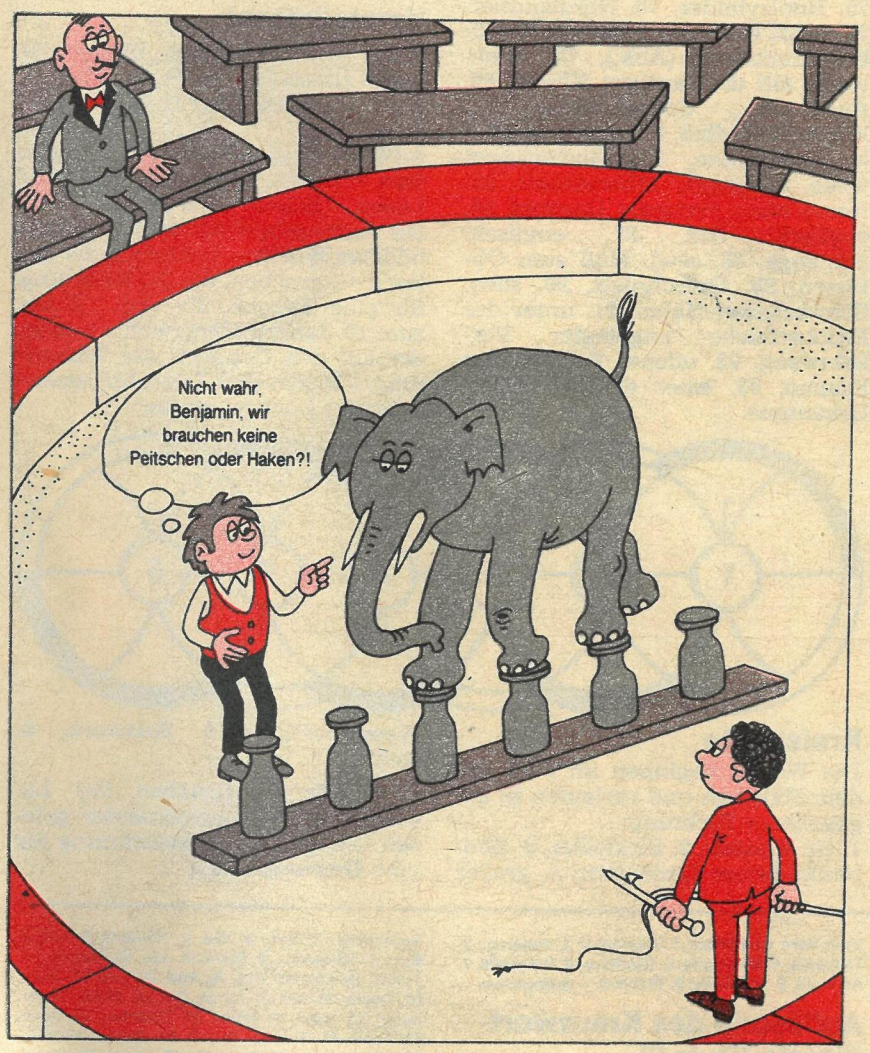
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

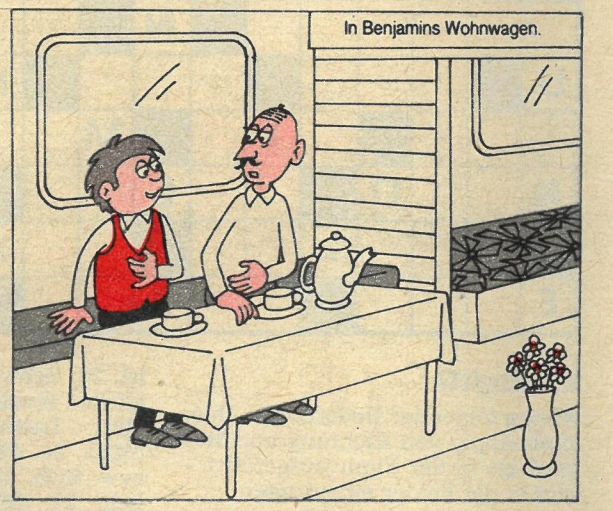
Erich Schmitt: Benjamin und Benjamin (12)

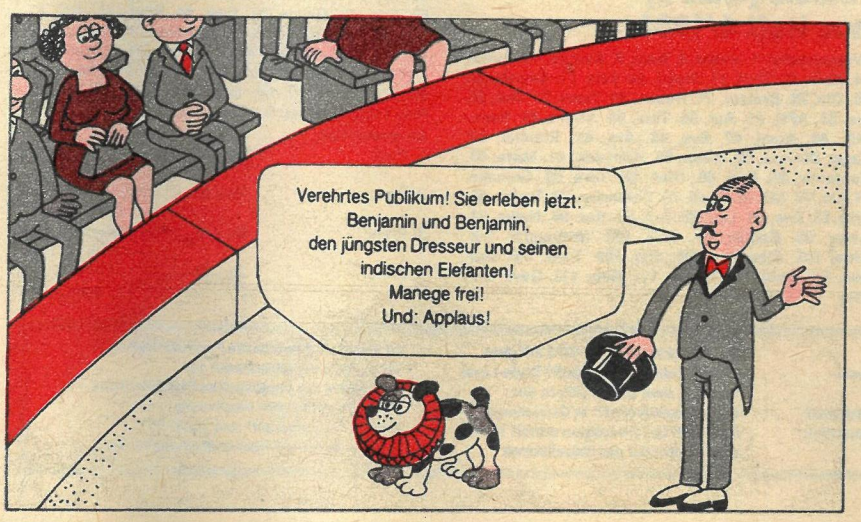






Der Direktor hat noch nie erlebt, daß eine Dressur ohne Kommandos, Peitsche und Haken vorgeführt wurde. Aber Benjamin denkt nicht daran, sein Geheimnis zu lüften. Würde ihm überhaupt jemand glauben? Morgen möchte er das erste Mal in der Abendvorstellung auftreten.





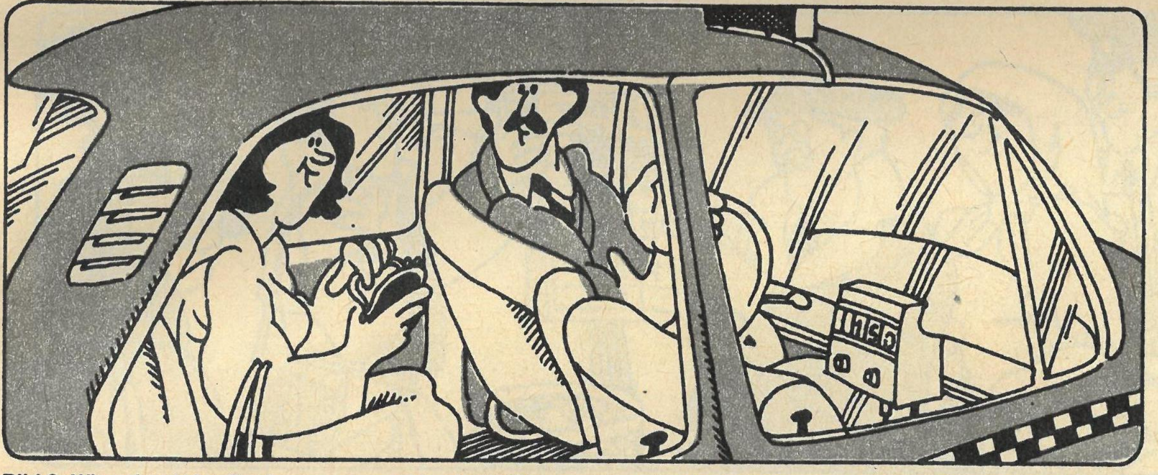


Bild 2: Wie erfragt der Gast, was er zu zahlen hat? (Einen passenden Satz finden Sie auf Seite 29 – Aufl. s. Rücktitel)

Тише едешь[3], дальше будешь.	*Tÿsche jédjisch, dálsche búdjisch.*	Etwa: Eile mit Weile (Wörtl.: Fahre ruhiger, und du kommst weiter).
Куда вы в прошлом году ездили[4] в отпуск?	*Kudá wy fpróschł(o)m gadú jésdjili wótpußk?*	Wo seid ihr voriges Jahr im Urlaub hingefahren?
Мы никуда не ездили[4].	*My nikudá ni jésdjili.*	Wir waren gar nicht verreist.
Нам пора ехать[3] домой.	*Nam pará jäch(a)tj damój.*	Für uns ist es Zeit, nach Hause zu fahren.
Мы с вами лучше всего поедем[5]…	*My ßwámi łútsche fßiwó pajédjim…*	Wir werden am besten … fahren.
… на электричке.	*… na iliktrítschkje.*	… mit der S-Bahn (SU: Vorortbahn)
… на пятом автобусе.	*… na pját(o)m aftóbußje.*	… mit dem Fünfer (Bus)
… на машине.	*… na maschýnje.*	… mit dem Auto

Туда десять минут ходьбы.	*Tudá djéßitj minút chadjbý.*	Bis dahin sind es 10 Minuten Fußweg.
Туда четыре минуты езды.	*Tudá tschitýrje minúty j(e)sdý.*	Bis dahin sind es 4 Min. zu fahren.
Приезжайте[5] /Приходите[5]/ к нам в гости!	*Prijeshájtje /Prichadjítje/ knam wgóßtji!*	Besuchen Sie (Besucht)[6] uns doch mal!
Как к вам добраться?	*Kak kwam dabrátßa?*	Wie kommt man zu Ihnen/euch/?
Мы вас посадим на какой-нибудь транспорт.	*My was paßádjim na kakój-nibúdj tránßp(o)rt.*	Wir setzen Sie in eines der Verkehrsmittel.
Мы возьмём такси.	*My wasmjóm taxí.*	Wir nehmen ein Taxi.
Где ближайшая стоянка такси?	*Gdjä blishájschaja ßtajánka taxí?*	Wo ist die nächste Taxihaltestelle?
Такси свободно?	*Taxí ßwabódn(o)?*	Ist das Taxi frei?
Вам куда?	*Wam kudá?*	Wohin wollen Sie?
Мне на вокзал.	*Mnjä na wagsáł.*	Ich muß zum Bahnhof.
Нам в зоопарк.	*Nam wsaapárk.*	Wir möchten zum Zoo (Tierpark).
Остановитесь, пожалуйста, на углу.	*Aßtan(o)wítjis, pasháłyßta, na ugłú.*	Halten Sie bitte an der Ecke.
Сколько с меня?	*ßkólk(o) ßminjá?*	Was habe ich zu zahlen?
Сколько с нас?	*ßkólk(o) ßnas?*	Was bekommen Sie von uns?
Сколько стоит билет на автобус?	*ßkólk(o) ßtóit bilät naaftóbus?*	Was kostet ein Busfahrschein?
Нам хотелось бы съездить[5] в (…)	*Nam chatjäł(o)sby ßjésdjitj w (…)*	Wir würden gern einmal nach (…) fahren.
Мы смогли бы съездить в (…)?	*My ßmaglí by ßjésdjitj w (…)?*	Könnten wir nicht einmal einen Abstecher nach (…) machen?
Нам рекомендовали…	*Nam rikam(e)ndawáli…*	Man hat uns empfohlen, …
… сходить[5] в Дом-музей имени Горького.	*… ßchadjítj wdommuséj ímini Górkaw(o).*	… das Gorkimuseum zu besuchen.
… съездить в Горки Ленинские.	*… ßjésdjitj wgórki Léninßkije.*	… nach Gorki Leninskije[7] zu fahren.
… сходить /съездить/ купаться.	*… ßchadjítj /ßjésdjitj/ kupátßa.*	… baden zu gehen /zu fahren/.
… сходить за грибами.	*… ßchadjítj sa gribámi.*	… in die Pilze zu gehen.
Пойдёмте! / Пошли!	*Pajdjómtje! / Paschlí!*	Wir wollen aufbrechen! / Gehen wir!

[5] Bewegungsabläufe im Detail, die sich im Deutschen schlicht mit „gehen/fahren/kommen" ausdrücken lassen, erfordern im Russischen oft noch eine Vorsilbe (до-, по-, при-, про-, с-, usw.) zum Verb. Dies muß man zusätzlich zu der unter Anm. 1–4 genannten Regelung zur Kenntnis nehmen und als Redewendung einfach lernen.

[6] Russische erste Form: mit einem Verkehrsmittel; zweite Form: zu Fuß

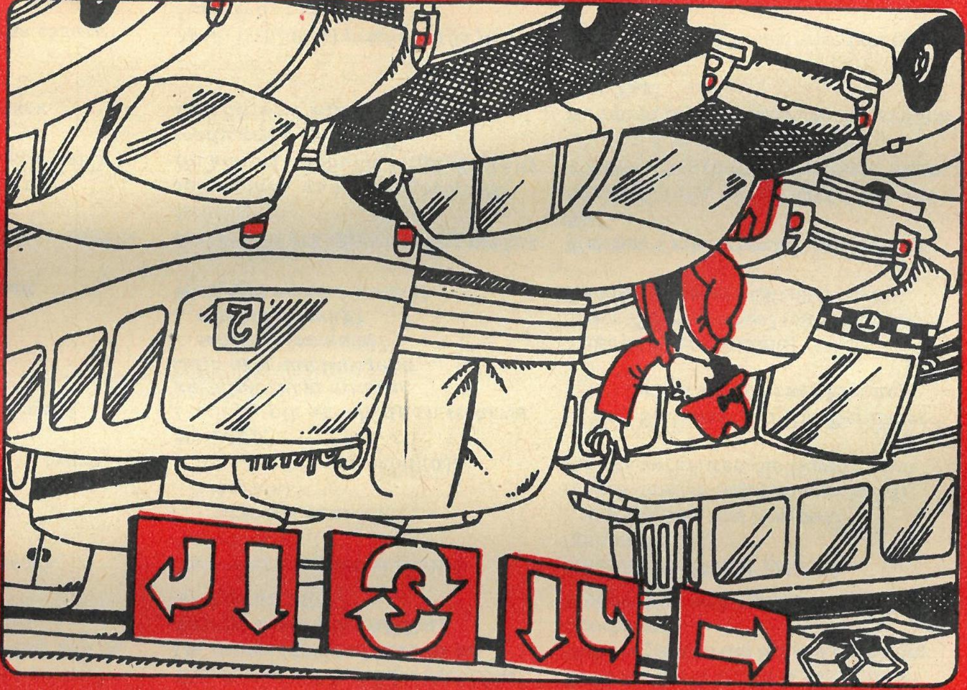
[7] Leningedenkstätte bei Moskau

FREIE WELT LEHRGANG

Russisch für jedermann

Alltagswendungen

Wollen Sie sich im Freundesland zurechtfinden, so brauchen Sie einige Redewendungen unbedingt. Wir haben die wichtigsten davon für Sie zusammengestellt. Mit diesen Satzmodellen können Sie sich nach Metro und Weg erkundigen, alle grüßen und begrüßen, sich mit Bekannten verabreden, sich für eine Verspätung entschuldigen, Komplimente machen…



4. Gehen und Fahren

Einsendeschluß: 18. 4. 1984. Auflösung in Heft 11/84.

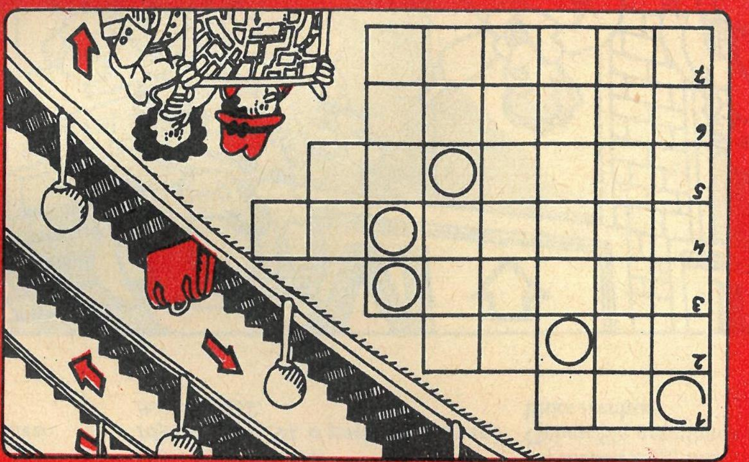
Gewinner der 2. Lektion (Heft 3/84)
Das Service geht an: Helga Köppe, Görlitz; die drei Wörterbücher erhält: Carola Langer, Jüterbog; die Holzschatulle: Alexander Rave, Leinefelde. In die Preisfragesätze waren einzusetzen: выздороветь, прошу, поздравить. Lösungswort des Füllrätsels: Киев.

Auflösungen der Bildzeilen:
Bild 1: На каком автобусе мне ехать во Дворец съездов?
Bild 2: Сколько с меня?
Bild 3: На метро вам можно ехать без пересадки.

PREISFRAGE

Setzen Sie die fehlenden Wörter ein:
Где мне надо (umsteigen)?
Наш сын уже (geht) в школу.

Wer Lust hat, löst außerdem unser Füllrätsel mit Vokabeln dieser Lektion:
1. wo, 2. Theater, 3. Bahnhof, 4. Flughafen, 5. Straßenbahn, 6. zehn, 7. Urlaub.
Die russischen Wörter sind waagerecht einzusetzen. Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben in den Kreisfeldern – in geordneter Reihenfolge – den Namen des längsten Flusses Europas.



Drei Gewinner werden ausgelost!
1. Preis: ein Service mit Lackmalerei aus Chochloma
2. Preis: drei große Wörterbücher: deutsch-russisch/russisch-deutsch
3. Preis: eine Holzschatulle

Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Ihre Postkarte (Briefe werden nicht gewertet) senden Sie an: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, PSF 10.

Zusammenstellung der Satzmodelle: Helia Borchert-Rymarowicz; Illustration: Detlev Schüler; Füllrätsel: Regina Riemann; fachliche Beratung: Valeri Makarenko; Redaktion: Elke Grahl.

Мне нужен Большой театр.
Туда мо́жно идти¹) пешком?

Mnjä núshyn Balschój tjiátr.
Tudá móshn(o) ittí pischkóm?

Ich möchte zum Bolschoi-Theater.
Kommt man zu Fuß dorthin (Kann man zu Fuß dorthin gehen)?

Нам лучше идти¹) пешком.
Я люблю ходить²) пешком.
Пойдёмте⁵) пешком!

Nam łutsche ittí pischkóm.
Ja lublú chadjítj pischkóm.
Pajdjómtje pischkóm!

Wir sollten lieber zu Fuß gehen.
Ich gehe gern zu Fuß.
Wir wollen zu Fuß gehen!

Ваш сын уже хо́дит²) в школу?
Он теперь идёт¹) в шко́лу или на спортивную площадку?
Откуда он идёт¹)?

Wasch ßyn ushå chódjit fschkółu?
On tjipjér idjót fschkółu íli na ßpartíwnuju płaschádku?
Atkúda on idjót?

Geht Ihr Sohn schon in die Schule?
Geht er jetzt in die Schule oder zum Sportplatz?
Woher (Von wo) kommt er gerade?

Два раза в месяц я хожу²) /мы ходим/…
… в театр /на концерт/.
… в бассейн.

Dwa rása wmjéßiz ja chashú /my chódjim/…
… ftjiátr /na kanzårt/.
… wbaßéjn.

Zweimal im Monat gehe ich /gehen wir/…
… ins Theater /ins Konzert/.
… schwimmen (ins Schwimmbad).

Ночью автобусы ходят²) редко.

Nótschju aftóbußy chódj(a)t rjädk(o).

Nachts verkehren die Busse selten.

В часы-пик они ходят через каждые две минуты.
Где останавливается…
… шестой трамвай?
… автобус-экспресс?
Вот идёт¹) наш трамвай.

Ftschißý-pik aní chódj(a)t tschéris kåshdyje dwjä minúty.
Gdjä aßtanáwliwajitßa…
… schyßtój tramwáj?
… aftóbus-ixpråß?
Wotydjót nasch tramwáj.

In den Spitzenzeiten (Im Berufsverkehr) fahren sie alle zwei Minuten.
Wo hält…
… die 6? (Straßenbahn)
… der Zubringerbus? (zum Flughafen)
Da kommt unsere (Straßen)bahn.

Какой вид транспорта вы предпочитаете?
Я не знаю, на чём ехать³).
На каком автобусе мне ехать³) во Дворец съездов?
Давайте поедем на такси.

Kakój wid trånßp(o)rta wy pridpatschitájitje?
Ja ni snáju, na tschom jăch(a)tj.
Na kakóm aftóbußje mnjä jăch(a)tj wadwarjåz ßjåsd(o)f?
Dawåjtje pajédjim na taxí.

Welches Verkehrsmittel bevorzugen Sie?
Ich weiß nicht, womit ich fahren soll.
Welchen Bus muß ich nehmen, wenn ich zum Kongreßpalast will?
Kommen Sie /Kommt/, wir fahren mit dem Taxi.

Мне часто приходится ездить⁴) в командировки.

Mnjä tschåßt(o) prichódjitßa jésdjitj fkamandjirófki.

Ich muß oft auf Dienstreise fahren.

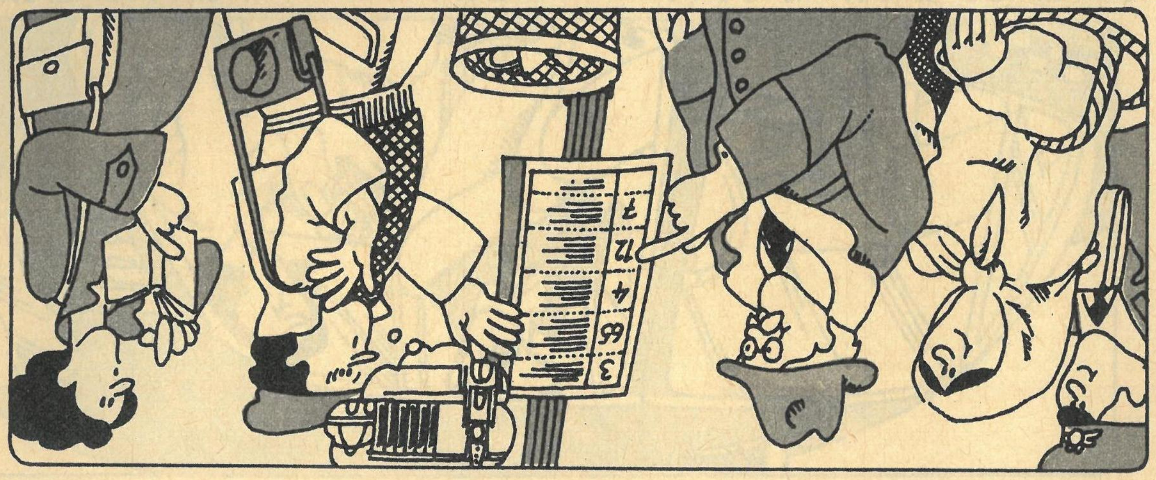


Bild 1: Was will der Ortsunkundige wissen? (Einen passenden Satz finden Sie auf Seite 26 – Aufl. s. Rücktitel)

Я очень редко езжу⁴) в командировки.

Ja ótschin rjädk(o) jäshu fkamandjirófki.

Ich fahre (gehe) sehr selten auf Dienstreise. (russ.: Plural)

Вы едете³) в командировку?

Wy jédjitje fkamandjirófku?

Fahren Sie auf Dienstreise?

Вы едете³) из командировки?

Wy jédjitje ißkamandjirófki?

Kommen Sie von einer Dienstreise?

¹) идти – gehen (hin **oder** zurück); auch: kommen
²) ходить – gehen (hin **und** zurück oder ohne Richtungszwang)
³) ехать – fahren (hin **oder** zurück); auch: (gefahren) kommen
⁴) ездить – fahren (hin **und** zurück oder ohne Richtungszwang)

Beachte: Die fettgedruckten Vokalbuchstaben in den Fragen markieren die Stimmführung (Intonation); ohne Dach: Stimmsenkung, mit Dach: Hebung und sofortiges Absinken. Am Ende eines Fragesatzes bleibt die Stimme unten.

Beachte:
● Wörter, die unbedingt zusammen gesprochen werden müssen, werden auch zusammen geschrieben.
● ł = hartes (kehlig gesprochenes) l

Merke: Als Übersetzung für вы, вас usw. (vgl. Deklination der persönlichen Fürwörter) kommt außer Sie (Nom. und Akk.) auch ihr, euch in Frage.

Я очень спешу /Мы очень спешим/.
Мы успеем на самолёт?
Нам надо успеть на поезд.
Нам пора идти¹), а то опоздаем…
… на поезд /в оперу/.

Ja ótschin ßpischú /My ótschin ßpischým/.
My ußpjéjim na ßamalót?
Nam nád(o) ußpjétj na pójäßt.
Nam pará ittí, a to apasdájim…
… na pójäßt /wópjiru/.

Ich habe /Wir haben/ es sehr eilig.
Schaffen wir das Flugzeug?
Wir müssen den Zug schaffen.
Wir müssen jetzt gehen, sonst kommen wir zu spät…
… zum Zug /in die Oper/.

Как отсюда доехать⁵) до Белорусского вокзала?
Туда можно доехать на …ом автобусе.
С какой платформы отходит⁵) поезд в Берлин?

Kak atßjúda dajåch(a)tj da Bjił(o)rußk(o)w(o) wagsåła?
Tudá móshn(o) dajåch(a)tj na …om aftóbußje.
ßkakój płatfórmy atchódjit pójäßt wberlín?

Wie kommt man von hier aus (bis) zum Belorussischen Bahnhof?
Dorthin kommen Sie mit dem …er Bus.
Von welchem Bahnsteig fährt der Zug nach Berlin ab?

Как пройти⁵) к Большому театру?

Kak prajtjí gbalschómu tjiátru?

Wie komme ich (zu Fuß) zum Bolschoi?

Как мне попасть в зоопарк?
На какой остановке мне нужно выйти⁵)?
Я уже проехал/а/⁵) эту остановку?

Kak mnjä papåßtj wsaapårk?
Na kakój aßtanóřkje mnjä núshn(o) wýjtji?
Ja ushå prajächał/a/ åtu aßtanófku?

Wie komme ich zum Zoo (Tierpark)?
Auf welcher Haltestelle (Station) muß ich aussteigen?
Bin ich schon zu weit gefahren? (Über die Station hinaus)

Да, вам надо пересесть на обратный автобус.
Разрешите пройти.
Передайте, пожалуйста, деньги.

Da, wam nád(o) pirißjéßtj na abråtny aftóbus.
Rasr(e)schýtje prajtjí.
Piridájtje, pashåłyßta, djén-gi.

Ja, Sie müssen in den Bus in der Gegenrichtung umsteigen.
Würden Sie mich bitte vorbeilassen?
Würden Sie bitte das Fahrgeld weitergeben?

Мы хотим поехать на метро.
На метро вам можно ехать³) без пересадки.
Где мне надо сделать пересадку?

My chatjím pajåch(a)tj na mitró.
Na mitró wam móshn(o) jăch(a)tj bjis pirißådki.
Gdjä mnjä nád(o) sdjåł(a)tj pirißådku?

Wir möchten mit der U-Bahn fahren.
Mit der U-Bahn brauchen Sie nicht umzusteigen.
Wo muß ich umsteigen?

Мы спустимся по эскалатору.
Мы поднимемся по эскалатору.

My ßpúßtjimßa pa-yßkałát(o)ru.
My padnímimßa pa-yßkałát(o)ru.

Wir fahren Rolltreppe. (hinunter)
Wir fahren Rolltreppe. (hinauf)

Какая следующая остановка?
До которого часа работает метро?

Kakája ßlådujuschtschaja aßtanófka?
Da katór(o)w(o) tschåßa rabótajit mitró?

Welches ist die nächste Haltestelle?
Wie lange verkehrt die U-Bahn (bis zu welcher Zeit)?

Где выход в город?
Где переход на станцию (…)?

Gdjä wých(o)d wgór(o)d?
Gdjä pirichód na ßtánzyju (…)?

Wo ist der Ausgang zur Stadt?
Wo ist der Übergang zur Linie nach (…)?

Здесь входа нет.
Здесь посадки нет.
Идите прямо, а потом налево /направо/.

Sdjes fchóda njät.
Sdjes paßådki njät.
Idjítje prjám(o), a patóm naljáw(o) /napráw(o)/.

Hier ist kein Eingang.
(In diesen Zug) nicht einsteigen.
Gehen Sie geradeaus und dann nach links /rechts/.

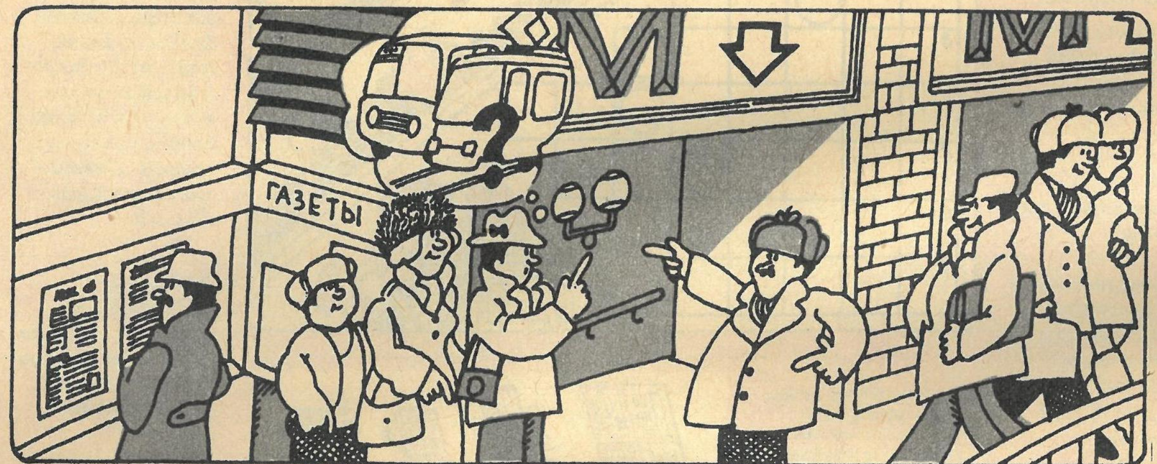


Bild 3: Zu welcher Wendung paßt die Situation? (Einen passenden Satz finden Sie auf Seite 30 – Aufl. s. Rücktitel)

Fortsetzung von Seite 35

Das Jagdmesser

mit dem Fisch anfangen könnte!' Was aber noch auffälliger war, er fand unweit des Dammes einen Lappen mit geronnenem Blut. Plötzlich fiel ihm ein, daß die Melkerin Inokentjewa sich am Vorabend merkwürdig verhalten hatte: Sie war vor dem Melken nach draußen verschwunden, was nicht in ihrer Gewohnheit lag, und später vom Flüßchen her wieder aufgetaucht. Und da entsann er sich auch, daß Inokentjewa vor Kriegsausbruch eine Zeitlang mit Soljonow ziemlich vertraut gewesen war.

Im Vorwerk erklärte Gurjan Alexejewitsch, er müsse zur Kolchosverwaltung; sein Besuch bei mir sollte geheim bleiben. Die Beobachtungen des Jägers ließen keine Zweifel daran, daß sich die Banditen in der Nähe verschanzt hatten und von der Inokentjewa durchgefüttert wurden.

Ich verabredete mit Gurjan Alexejewitsch einen Treff bei Anbruch der Dunkelheit, etwa zehn Kilometer von Charaus entfernt. Danach suchte der Jäger, wie er es im Vorwerk angegeben hatte, die Kolchosverwaltung auf.

Zur verabredeten Zeit war ich mit den Milizionären Akimow und Sinowjew am vereinbarten Treff. Im Schutz eines kleinen Kiefernwäldchens warteten wir auf Gurjan Alexejewitsch, und schon bald vernahmen wir das leise Geräusch des leichten Wagens auf dem Waldweg. Wir stiegen zu und steuerten nun zu viert dem Vorwerk zu.

Gegen Morgen fuhren wir schließlich eine Anhöhe hinauf und sahen unten im Tal das Vorwerk liegen.

Gurjan Alexejewitsch band den erschöpften Falben an einer Birke fest und warf ihm einen Armvoll Gras hin.

Auf dem Vorwerk selbst durften wir uns selbstverständlich nicht blicken lassen – die Inokentjewa würde es den Banditen unweigerlich mitteilen. Also beschlossen wir: Der Jäger sollte die Melkerin im Auge behalten. Im Fall, daß sie in die Taiga verschwand, würde er über den Flechtzaun vor seinem Haus ein altes Ziegenfell hängen.

Wir sagten uns auch, daß sich die Verbrecher ja ab und zu etwas zu essen kochen mußten. Das gab uns die Möglichkeit, unverhofft auf Überreste eines Feuers zu stoßen, vielleicht eine Rauchfahne zu entdecken oder nachts, von einem der hochgelegenen Hügel aus, sogar ein Lagerfeuer.

Die Zeit zog sich unerträglich in die Länge. Den ganzen Tag über beobachteten wir abwechselnd die Umgebung, wir lösten uns jede Stunde ab. Wir wünschten nichts sehnlicher, als daß sich die Inokentjewa in die Taiga aufmachte, aber diesen Gefallen tat sie uns nicht.

Wir hofften auf den Anbruch der Dunkelheit, doch nirgends war auch nur der geringste Feuerschein zu erkennen. Die Nacht brach mit großer Kälte über uns herein.

Am nächsten Morgen beschlossen wir, uns zu trennen. Zwei Mann sollten das Vorwerk im Auge behalten, und die anderen beiden die Umgebung absuchen.

Drei Tage vergingen so. Nachts hatten wir gegen Frost und Mükken zu kämpfen, tagsüber gegen Bremsen. Normalerweise schützte man sich vor alldem mit Feuer und Rauch, doch hier verbot sich das für uns.

Die Banditen blieben wie vom Erdboden verschluckt. Akimow schlug in jugendlichem Eifer vor, die Inokentjewa zu verhaften und gleich an Ort und Stelle zu vernehmen. Das jedoch verstieß gegen das Gesetz: Bloße Vermutungen genügten nicht, wir brauchten handfeste Beweise.

Die fünfte Nacht war die schlimmste von allen: Uns war der Tabak ausgegangen, wir konnten nicht einschlafen, und zum Gespräch fehlte uns die Lust.

Unsere warmen Steppjacken boten keinen Schutz mehr gegen die Kälte – der Regen, der den ganzen Tag über niedergegangen war, hatte sie schwer und klamm werden lassen. Dicht aneinandergepreßt, gaben wir uns den Anschein zu schlafen. Insgeheim hatte ich bereits den Entschluß gefaßt, die Inokentjewa am nächsten Morgen trotz allem festzunehmen und nach Charaus zu bringen.

Ein Edelhirsch, vorsichtig das Porstgestrüpp zerteilend, stapfte langsam den Abhang hinunter.

Öfters eine Pause einlegend und den Geräuschen der Taiga lauschend, steuerte der Hirsch jene Flecken an, wo sich Wiesen ausbreiteten und verschiedentlich der Salzboden hervortrat.

Seine Furcht überwindend und das Geweih vor herabhängenden Zweigen schützend, näherte sich der Hirsch einer von Mondlicht überfluteten Lichtung.

Leise schniefend schob er sich weiter, suchte nach den salzhaltigsten Stellen und blieb dann an einem Birkenpfahl stehen, der einsam aus dem Salzboden ragte.

Ein Schuß zerriß die Stille der Juninacht; der Hirsch wurde durch einen furchtbaren Stoß zur Seite geschleudert. Büsche und junge Bäume niedertrampelnd, strebte das Tier in gewaltigen Sätzen der schützenden Taiga zu.

Die irre Flucht ließ seine Kräfte schnell erlahmen – der Hirsch stürzte blutüberströmt zu Boden.

Ein Mann näherte sich dem Salzflecken. Das fahle Licht des Mondes, der hinter einer Wolke hervorkam, erleuchtete schwach den stählernen Lauf seines Gewehrs, fiel auf das stoppelbärtige Gesicht. Der Mann zog den Birkenpfahl heraus, dessen sanftes Weiß ihm geholfen hatte, das Wild anzupeilen. Dann folgte er, sich an den feuchten Erdbrocken orientierend, die der Hirsch bei seinen Sprüngen aufgeworfen hatte, den Spuren des verwundeten Tieres.

Der Schuß mitten in der Nacht verscheuchte unsere Müdigkeit mit einem Schlag, die Hände griffen instinktiv nach der Waffe. Wir warteten mit angehaltenem Atem auf einen zweiten Büchsenknall.

Er war aus einem Kampfgewehr abgegeben worden, dieser in der stillen Nacht besonders weit hallende Schuß – ein charakteristischer knallharter Laut. Die Dorfbewohner besaßen zwar gleichfalls Waffen, zum Beispiel Jagdflinten, deren Schuß an einen Peitschenknall erinnerte, oder gezogene Berdangewehre, deren Patronen mit schwarzem Pulver gefüllt wurden und einen dumpfen Laut von sich geben. Ein Kampfgewehr jedoch besaß keiner der Ortsansässigen, das wußten wir hundertprozentig.

Auf dem Vorwerk wurde ein Lichtpünktchen sichtbar: Jemand trat aus dem Haus, leuchtete den Weg mit einer Laterne ab, ging ein paarmal auf und ab und kehrte, nachdem er ein Weilchen gewartet hatte, wieder ins Haus zurück. Es war offenbar Gurjan Alexejewitsch, der den Schuß in der Taiga gleichfalls vernommen hatte und nicht mehr schlafen konnte.

In der nächtlichen Taiga den Schützen zu suchen war selbst bei Mondschein ein Ding der Unmöglichkeit – wir mußten die Morgendämmerung abwarten. Der Zeiger auf dem Leuchtzifferblatt rückte unerträglich langsam voran; uns schien, es wollte überhaupt nicht mehr hell werden. Endlich setzte zaghaftes Vogelgezwitscher in den Büschen ein, wurde lauter und munterer. Das nächtliche Dunkel lichtete sich, ein Lufthauch vom Kamm her schien den Himmel gleichsam klarzufegen.

Wir hörten vorsichtige Schritte und leises Räuspern: Gurjan Alexejewitsch kündigte sein Kommen an. Nach seiner Meinung war von den Salzböden aus geschossen worden.

Bei Tagesanbruch waren wir bereits bei den Salzböden. Gurjan Alexejewitsch steuerte eine alte Lärche an, während Sinowjew und ich uns am Waldrand niederlegten, darauf vorbereitet, ihm Feuerschutz zu geben. Wir beobachteten, wie der Jäger die Lichtung in Augenschein nahm, an einem größeren Busch verweilte und dann schnellen Schrittes zu uns zurückkehrte. Er hatte wertvolle Spuren gefunden: blutverkrustete Fellklumpen eines Hirsches, einen Birkenpfahl, der zur Hälfte in den Boden gerammt gewesen war, und eine leere Patronenhülse. Die Hülse war neuerer Produktion und ähnelte aufs Haar jener, die man bei Lissins Leiche gefunden hatte.

Die Fährte, die wir nun verfolgten, war voller Blut, was bedeutete, daß der verwundete Hirsch nicht weit gekommen sein konnte. Neben der Spur des Tieres entdeckte Gurjan Alexejewitsch auch die Fußabdrücke zweier Menschen, die in die Taiga gegangen waren.

Wir bildeten eine lockere Kette und verfolgten die Spur weiter. Von Zeit zu Zeit stehenbleibend, nahmen wir die Wegstrecke vor uns genau in Augenschein. Auf offenem Gelände bewegten wir uns robbend voran, wobei wir in dem nassen Gras und auf dem morastigen Boden bis auf die Haut naß wurden.

Einen Kilometer von den Salzböden entfernt, auf einer kleinen moosbewachsenen Bülte, entdeckten wir die Banditen endlich. Der eine war damit beschäftigt, dem erlegten Hirsch das Fell abzuziehn, wozu er dieses Messer hier benutzte. Der zweite entfachte ein Feuer. Einige Schritte von ihm entfernt lehnte an einem Baum Lissins Kampfgewehr. Die beiden glaubten sich auf diesem abgelegenen Taigaflecken absolut sicher.

Wir mußten die Männer unbedingt lebend fassen, durften es also auf keine Schießerei ankommen lassen. Deshalb näherten wir uns ihnen auf etwa dreißig Schritt, während Gurjan Alexejewitsch einen Bogen machte, um ihnen den Fluchtweg abzuschneiden.

Die menschlichen Empfindungen sind eigenartig. In diesem Augenblick hatte ich nur ein Verlangen: eigenhändig Rache an diesen Verbrechern zu nehmen, ohne erst die Gerichtsverhandlung abzuwarten. Meine Finger tasteten nach der erprobten Mauserpistole, doch ich hätte kein Recht zur Selbstjustiz. Ich schoß zweimal in die Luft. Die Kugeln pfiffen dicht über die Köpfe der Männer hinweg und schlugen in einen Kiefernstamm ein. Die Schüsse erschreckten die Banditen derart, daß sie unserem Befehl ‚Hinlegen!' augenblicklich nachkamen. Unser Auftauchen war für sie ungemein überraschend – sie unternahmen gar nicht erst den Versuch, Widerstand zu leisten.

Ein zum Vorwerk beorderter Konvoi nahm die beiden Verbrecher in Empfang und brachte sie ins Kreismilizamt. Das Messer aber, das mir einst der Schmied geschenkt hatte, war wieder zu mir zurückgekehrt.

Das Feuer war fast niedergebrannt; die Kohlestückchen hatten sich mit einer grauen Ascheschicht überzogen, nur in der Mitte züngelte noch schwach ein blaues Flämmchen.

Nachdem das Feuer gelöscht war, stiegen die Jäger mit ihren Hunden in den Wagen. Dichte Finsternis hatte sich nun wieder über die Lichtung gelegt. Dennoch schien es den Männern im Auto, als sähen sie im Schein des Lagerfeuers noch immer das Jagdmesser, dessen Geschichte sie soeben gehört hatten.

Liebesbrief per Postgeschoß

Anfang der dreißiger Jahre zeigte man in Wien eine internationale Postwertzeichenausstellung. Um die Kosten decken zu helfen, hatten die Initiatoren einen glänzenden Einfall: Sie gaben Vignetten, das sind Werbemarken ohne Postgültigkeit, mit gezähntem Rand heraus, auf denen die Entwicklung des Post- und Verkehrswesens von der Postkutsche bis zum Raketenflug dargestellt war. Der Weltraumrakete eilten sie damit weit voraus. Aber einen schnellen „Luft"-Postdienst hatte sich schon im 19. Jahrhundert ein hoher Offizier ausgedacht. Er empfahl, Kanonen in der Entfernung der jeweiligen Geschoßreichweite aufzustellen und von Kanone zu Kanone Kassiber zu schießen. Inzwischen sind „Raketenpostsachen" keine Seltenheit mehr. Kosmonauten befördern sie auf Besuchsreisen zu ihren Langzeitkollegen in Orbitalstationen. Eine philatelistische thematische Sensation bewirkte die erfolgreiche Erdumrundung eines Raumschiffs im April 1961 mit dem ersten Kosmonauten Juri Gagarin. Kaum daß er wieder Land unter den Füßen hatte, lag in seinem Heimatland die erste Briefmarkenserie zu Ehren seiner Pioniertat vor (Abb. 1 zeigt eine Marke daraus). Sammlungen über den bemannten Weltraumflug konnten beginnen. Seither erschienen viele Briefmarken in der UdSSR und anderen sozialistischen Ländern, auf denen wir Juri Gagarin begegnen (Abb. 2 und 3 – sowjetische Marken zum 15. und 20. Jahrestag seines Fluges).

★

Meine Empfehlung für das Thema Kosmos, das inzwischen sehr umfangreich geworden ist: Es ist möglich, sich auf spezielle Bereiche zu beschränken, wie die Entwicklung der Weltraumfahrt, beginnend mit den Marken des „Vaters der Weltraumfahrt" Ziolkowski und des Konstrukteurs des kosmischen Raketensystems Koroljow (Abb. 4 eine Marke mit seinem Profil aus dem Jahre 1977). Der wissenschaftliche Anteil der DDR und der Flug Sigmund Jähns lassen sich ebenso schildern wie der Nutzen der Weltraumfahrt für die unterschiedlichsten Bereiche. Daneben könnten außer Briefmarken auch andere Belege philatelistischer Art aufgenommen werden, zum Beispiel Sonderganzsachenkarten der UdSSR oder Souvenirs, von denen es auch in der DDR viele für Kosmosphilatelisten gibt. Und ein Stempel des Postamts im Sternenstädtchen bei Moskau wäre ein ganz besonderer Leckerbissen!

Henri Hamann

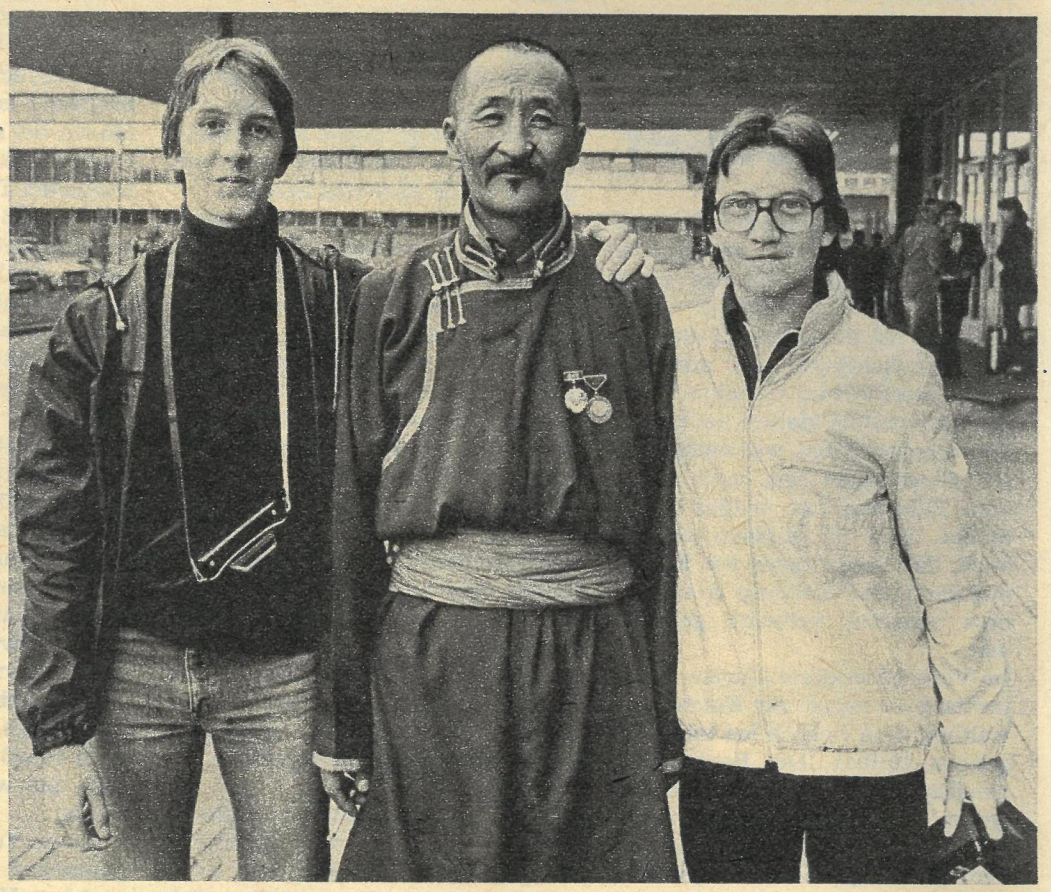
BRIEFMARKEN-GALERIE

2

1

3

4



Schon 300 Briefe zur Leseraktion

Roter Stoff

Einige Zeit zögerte ich, auf Eure Aufforderung zu antworten. Meine Arbeit im Sinne der deutsch-sowjetischen Freundschaft ist nicht umfangreicher als bei vielen von uns. Vielleicht aber sind einige Erfahrungen interessant? Beispielsweise die Haussuchung 1933. Meine Mutter war unterwegs, um Vater zu suchen, den sie in der Nacht abgeholt hatten. Da kamen die SA-Leute. Mein Bruder und ich mußten sie durch die Zimmer und in den Keller führen. In einer Holzkiste lag roter Stoff. Rote Fahnen, dachten sie. Unvergeßlich der erregte Ausdruck ihrer Gesichter. Wie groß war ihr Ärger, als ich Zehnjährige sie auf das eingewebte Muster hinwies. Es waren alte Gardinen. Durch dieses Erlebnis erfuhren wir Kinder, daß eine rote Fahne offenbar für die braunbehemdeten Eindringlinge Bedrohliches darstellte. Als 1946 die Vereinigung der Arbeiterparteien auf der Tagesordnung stand, ich besuchte inzwischen die Universität, wurde ich eines Tages unverblümt angesprochen: Ich müsse doch gegen die Kommunisten sein, weil mein Bruder in Rußland gefallen ist… Ich war empört. Es hatte mich sehr geschmerzt, daß er als feindlicher Soldat dorthin mußte. Und ich begriff, daß die Gegner einer fortschrittlichen Ordnung mit Zynismus und auch Geschick das vielfältige Leid des von ihnen begonnenen Krieges rücksichtslos für ihre Zwecke auszunutzen suchten. Seither weiß ich, daß das eigene Erleben stets mit Wissen und Denken zusammengehen muß, um der Wahrheit näher zu kommen.

Ursula Witte (61), Oranienburg

…mal sehen, was daraus wird!

Seit zwei Jahren verbindet mich eine herzliche Brieffreundschaft mit einer sowjetischen Lehrerin aus der Litauischen SSR. Ihre Adresse fand ich in einer Zeitschrift und dachte mir: „Schreibste mal hin, mal sehen, was daraus wird." Groß war die Freude, als ich Antwort – und dazu noch in perfektestem Deutsch – bekam. Meine Brieffreundin ist Fremdsprachenlehrerin an einer pädagogischen Fachschule in Klaipeda, das heißt, sie war es, denn seit zwei Monaten bekomme ich Post aus Leningrad, wo sie ein

Spielzeug

So war es richtig in Folge 4 „Russisches Kinderspielzeug" (FW 5/84): Das Dreigespann heißt Troika (das Stangenpferd trabt, die Seitenpferde galoppieren – Abb. links). Es gewannen: 150 M Anna Gurth, Berlin; 100 M Hortgruppe I der POS Ockrilla; 50 M Margarete Lorenz, Grimmen. Herzlichen Glückwunsch!

Vor dem Moskauer Hotel „Ismailowo" – das Schönste sind Reisebekanntschaften!

Zusatzstudium zwecks Anfertigung ihrer Dissertation absolviert. Nachdem wir uns brieflich miteinander bekannt gemacht, uns über unsere Familien und unsere berufliche Tätigkeit ausgetauscht hatten – ich bin Erzieherin in einem Lehrlingswohnheim –, stellte Dalia mir ihre Stadt und ihre Republik vor. Inzwischen sind wir schon gute Bekannte, tauschen unsere Meinungen aus und beraten schriftlich persönliche Probleme. Daraus werden manchmal richtige Streitbriefe. Auch mein Kollegenkreis nimmt regen Anteil daran und erkundigt sich, ob es was Neues gibt.

Gisela Seifert, Falkenberg

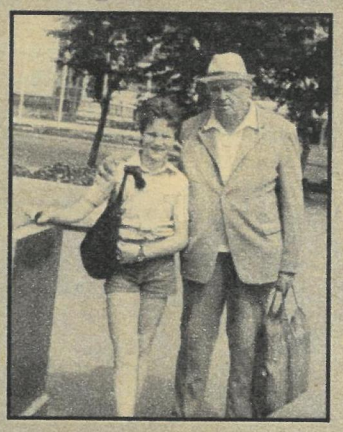
Pariert aufs Wort!

Wenige Tage nach meiner Rückkehr aus englischer Kriegsgefangenschaft im Jahre 1946 konnte ich eine Ausbildung zum Lehrer und Erzieher aufnehmen. Zwölf Monate später wurde ich in den Strom geworfen und mußte schwimmen! Besonders hoch schlugen die Wogen im damaligen Landeserziehungsheim „Gut Lüben" in Burg, dem heutigen Jugendwerkhof „August Bebel". Ich wurde Hausvater für die „Familie Tanne" – etwa 30 Jugendliche – und bekam für mich, meine Frau und unsere damals acht- und neunjährigen Mädels im gleichen Gebäude zwei Dachkammern. Ein Teil des Heims war noch Lazarett der Roten Armee, ein Zaun trennte wegen der Infektionsgefahr Jugendliche und Kranke. Ärzte und Pflegepersonal aber wohnten auf unserem Gelände. Nun hatte Genosse Anatoli, der „Spieß", einen jungen, verspielten Schäferhund, der mit jedem herumzutollen versuchte. Meine Mädels waren diesem Ansturm nicht gewachsen und fielen immer um, so daß sie den Hund schließlich fürchteten. Anatoli bemerkte das natürlich und rief seinen Hund sofort mit dem Befehl „Idi sjuda!" zurück. Die Mädels konnten nicht wissen, daß sein Ruf „Komm her!" heißt, lernten jedoch schnell die sie befreienden Worte. Wenn der Hund wieder heransprang, riefen sie auch laut und energisch: „Idi sjuda!" Mit dem Resultat, daß der Vierbeiner erst recht herbeieilte, sie schwanzwedelnd umkreiste … Später, schon näher bekannt – ich wurde Anatolis Mentor in Deutsch –, haben wir noch oft darüber gelacht.

Wilhelm Schlak (75), Magdeburg

Malentanz mit Balalaika in Karl-Marx-Stadt

Täglich kommt neue Post mit Erinnerungen, Erlebnissen und Erkenntnissen zum Thema „Deutsch-Sowjetische Freundschaft" in unserer DDR-Geburtstagsaktion. Und noch viele können mitmachen!



Und er singt gern!

Mit großer Freude lese ich die Erinnerungen von Gardegeneral Iwan Sasonowitsch Kolesnitschenko (FW 4–6/84). Wir begegneten uns in Thüringen. Als damalige Leiterin des Ferienheims von „Carl Zeiss Jena" in Vesser – dem Stutenhaus – lernte ich ihn kennen; das war 1968. Mit ihm und seiner Familie stehe ich nun schon 16 Jahre im ständigen Briefwechsel, und wenn es sich ergibt, besuchen wir uns gegenseitig. Genosse Kolesnitschenko ist warmherzig und hat viel Familiensinn. Aber was mir am meisten an ihm gefällt, ist sein Humor und seine Sangesfreude. Im Sommer 1983 war ich mit meinem Enkel in Moskau – mein Jugendweihegeschenk. Bei dieser Gelegenheit riefen wir unseren Freund an, und er besuchte uns noch am gleichen Tag im Hotel. Ausführlich unterhielt er sich mit dem Jungen, ich hielt die beiden im Bilde fest. Durch Ihre Serie erfahre ich erst richtig, was Genosse Kolesnitschenko damals für uns getan hat. In seiner Bescheidenheit erzählte er davon nicht allzu viel.

Elisabeth Laton, Berlin

„Halali" im Altai

Auch ich begab mich auf „mongolische Pfade" (FW 2/84) und möchte etwas erzählen: Vom Wüstencamp aus machten wir eine Busexkursion zum Gobi-Altaigebirge. Dort wagten wir uns in die Lämmergeierschlucht, gingen zu Fuß über Gletschereis (Ende Juli!) und erfreuten uns an unübersehbaren Edelweißwiesen – sie sind dort so zahlreich wie bei uns die Butterblumen im Mai. Nach schroffem Aufstieg dann ein herrlicher Rundblick auf hier kaum bewaldete Berge. Beim Abstieg drängte schon die Zeit – da, hinter einem Felsvorsprung, stoben sieben Steinböcke hervor. Ehe wir an unsere Kameras denken konnten, waren sie auf und davon. In der angrenzenden Schlucht – unsere Füße bahnten sich den Weg durch Schotter, Dornengestrüpp und Brennesseln – plötzlich ein Schrei: Frank, der Jüngste unserer Reisegruppe, hatte ein riesiges abgeworfenes Gehörn entdeckt, von einem kapitalen Steinbock. Natürlich ließ er sich mit der „Jagdtrophäe" fotografieren, wobei entsprechende Bemerkungen nicht ausblieben.

Brigitte Kropp, Rostock

Familien-Ratestunde

Wir haben wirklich, wie auf der Einsendemarke angegeben, aus Ihrem Preisausschreiben zur Leseraktion „Nachgedacht und mitgemacht" (FW 4/84) ein Familien-Rätselraten gemacht. Vater verglich die Städte im Atlas, Mutter ordnete die gefundenen Buchstaben, und wir beiden Jungen rechneten um die Wette – hoffentlich richtig!

Familie Sporer, Schmölln

Die Rechnung geht auf!

Ich fand in der verwirrenden Reiseroute ein „i" nicht; ich hoffe, daß meine Lösung trotzdem stimmt.

Erna Maximowitz, Dummerstorf

Sie stimmt. Für alle, die auch vergeblich dieses „i" suchten – es steckt in „Nishnewartowsk". Leider hat uns die Druckqualität einen Streich gespielt.

Als Jahreszahl erhielten wir nach fünfmaligem Rechnen 2911. Das kann doch nicht sein?

Doris Gerbeth, Vitzeroda

Bitte probieren Sie noch einmal – inzwischen haben es über 5000 Leser richtig ausgerechnet. Bis zum 11. April ist noch Zeit, sich eine Chance auf die Preise im Gesamtwert von 20 000 Mark zu errechnen!

Traurig genug für die Mädchen

Ich bin entsetzt über den „Babymarkt in Texas" (FW 4/84). So die soziale Zwangslage von jungen Schwangeren, die oft wirklich noch unwissende Kinder sind, auszunutzen! Der Säugling als gefragte und gut bezahlte Ware! Ich habe selbst zwei Töchter (3 1/2 und 2 Jahre alt) und könnte allein den Gedanken nicht ertragen, daß ich beide nach der Geburt schon wieder verloren hätte.

Manuela Lemke, Rostock

Betthupferl

Zum Thema Bett (Humor FW 5/84) möchte ich dieses freundliche Bild aus der ČSSR beisteuern.

Leonhard Penzold, Berlin

Wir haben uns erlaubt, es zu beleben!

Gmelin oder Seidel?

Die im Beitrag „Zwerge vom Baikalsee" (FW 5/84), auf den sich auch die Leserforum-Preisfrage bezieht, angegebene Jahreszahl von 1788 kann nicht stimmen. Gmelin bereiste Sibirien 1733/43, verstarb 1755.

Erich Hausmann, Suhl

Wir hatten unsere Frage – ohne böse Absicht – etwas verzwickt gestellt. So war es etlichen Lesern nicht möglich, den Namen Gmelin auf Anhieb aus der wissenschaftlichen Bezeichnung der Robbe herauszufinden.
Der Naturforscher Johann Georg Gmelin (1709–1755) war Professor der Naturgeschichte in Petersburg, Professor der Botanik und Chemie in Tübingen. Die Jahreszahl, die der Bezeichnung hinzugefügt wurde (1788), nach anderen Quellen 1770, markiert die Anerkennung der wissenschaftlichen Priorität, die nicht selten erst nach dem Tode eines Forschers erfolgt. – Im übrigen fühlt sich unser Autor Dr. Seidel geschmeichelt durch die Vermutung einiger Leser, er wäre der Erstbeschreiber der possierlichen Tierart.

Hans Frosch

Preisfrage

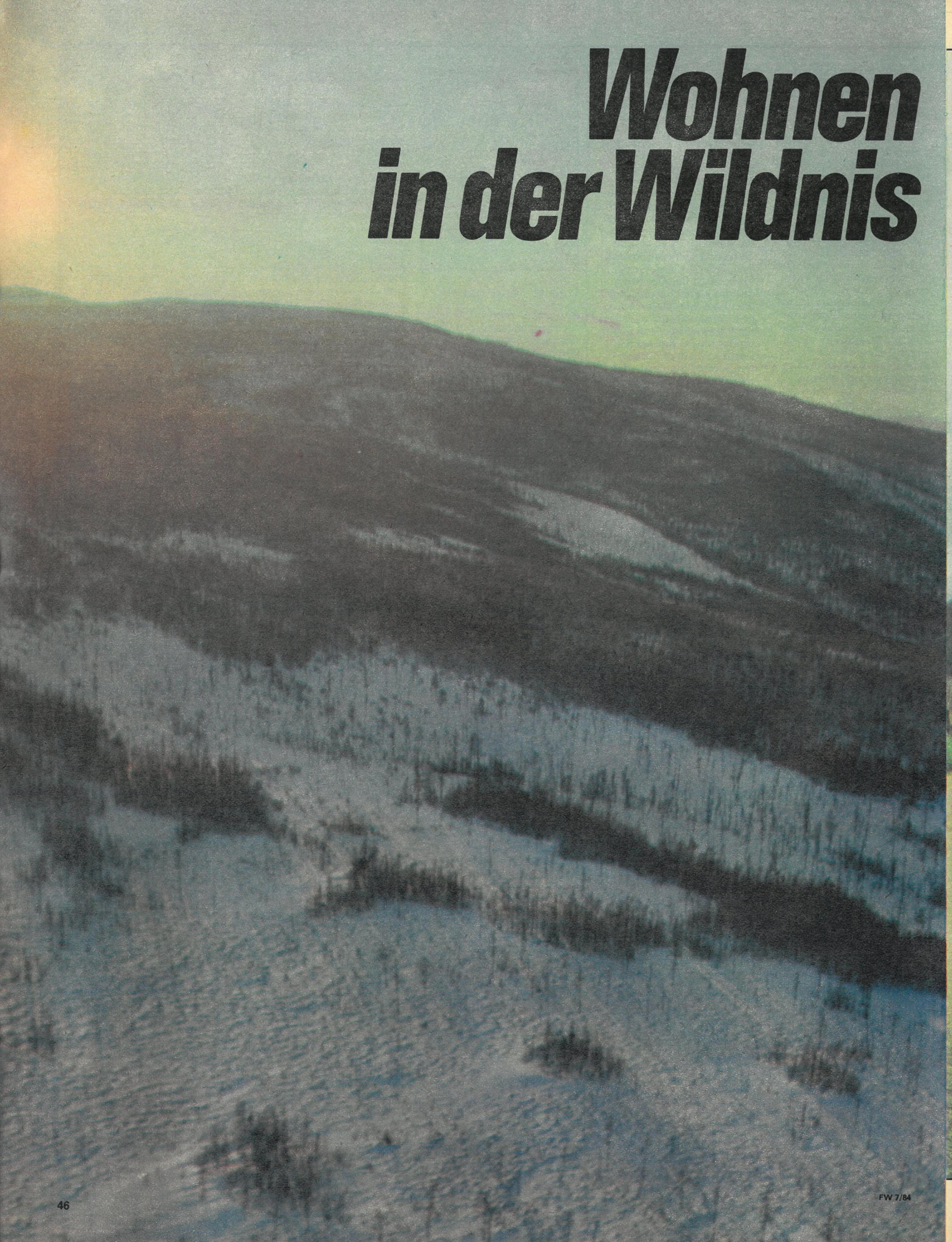
Heft 7/84

Wie heißt das Werk, in dem 80 Prozent aller sowjetischen Getreideerntemaschinen hergestellt werden?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 9/84. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Einsendeschluß: 11. April 1984. Auflösung von Heft 5/84: Johann Georg Gmelin. Wir gratulieren Wolfgang Leidel, Bautzen.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Archiv, Wadim Gippenreiter; die Aufnahmen zur Aktion „Nachgedacht und mitgemacht" sind von unseren Lesern Bernd Helbig und Uli Horn; Collage: Martin Kotsch

Wohnen in der Wildnis



Ein Beitrag von Tatjana Trögel (Text) und Alfred Pazkowiak (Bild) mit freundlicher Unterstützung von APN

Fast Thüringer Wald, fast Neubauviertel. Aber — fast im fernsten, kältesten Teil Sibiriens. Beinahe 40 000 Einwohner zählt heute die Stadt Nerjungri, in acht Jahren entstanden aus dem Nichts. FREIE WELT berichtete über die Entdeckung der riesigen Lagerstätten bester Steinkohle im Süden der Jakutischen ASSR und über den Einzug der Komsomolzen in die sibirische Taiga. Wird die Wildnis wohnlich? Alexej Platonow und seine Brigade antworten darauf mit einem Experiment.

Wohnen in der Wildnis

Betrieb ist in den Straßen, Geschäfte und Kantinen geöffnet bis in den späten Abend. Wie überall eilen meist Frauen von Ladentür zu Ladentür, die Einkaufsnetze an Sportwagen gehängt, in denen kleine Pelzkokons mit neugierigen Augen sitzen. Eine trägt von irgendwoher nach irgendwohin einen ganzen steifgefrorenen Hammel. Im Gemüseladen Ananas und Äpfel, Kohl und Kartoffeln, nebenan Kleider und Rentierdecken, Knöpfe, Miederwaren. Das Brot am Kiosk ist locker und frisch. Kinder toben auf Schlittschuhen durch die Straßen, dazwischen jede Menge Hunde. Aus dem Klub der Bauarbeiter Musik und das Klappern von Billardkugeln. Die Stadt der Holzhäuser im Tal des Tschulman lebt. Doch noch teilen sich vier Personen den geplanten Wohnraum für einen, sind ihre Namen eingetragen in Wartelisten für eine der Wohnungen, die hinter der Hügelkette am Horizont entstehen. Dort baut die Brigade Platonow das neue Nerjungri.

Kein Platz für „Flieger"

Alexej Platonow ist Hausherr im russischen Sinne. Er braucht seine Autorität nicht besonders zu unterstreichen. Es sind keine Anfänger, mit denen er arbeitet. Spuren schon in den bärtigen Gesichtern der Jüngeren. Ausgeprägte Charaktere unter einen Hut zu bringen, war nicht einfach. Platonow zeigt meist Ruhe und Bestimmtheit. Er kann aufbrausen, aber auch zuhören. Das schätzt seine Brigade.

Er ist Tatare aus Bugulma, Bauingenieur. Mit dem Aufbau seiner Brigade begann Platonow 1976, gerade als die Zeltstadt der Pioniere abgerissen war. Von den 30 Mann, die sich damals auf dem Weg zur Arbeit mitunter in der Taiga verliefen, sind noch sieben dabei. Heute können sie sich kaum retten vor Aufnahmeanträgen. Obwohl bekannt ist, daß sich bei Platonow zwar gut, aber nicht leicht verdienen läßt. Dafür sorgt schon der Brigaderat. Sie klopfen den Charakter des Bewerbers ab. Ist er ein echter Komsomolze oder ist er ein „Flieger", den es nicht lange hält, einer, der nur hinter dem Geld her ist? Den Beruf bringen sie ihm schon bei, wenn es sein muß.

108 Mann gehören zur Komplexbrigade, zehn Trupps, die an drei Blocks in verschiedenen Bauphasen arbeiten. Sie müssen flexibel bleiben: Sie sind auf Zulieferungen aus dem ganzen Land angewiesen. Deshalb hat Platonow durchgesetzt, daß jeder in zwei, drei Bauberufen arbeiten kann. Kommt Beton bei Frost, müssen alle ran, ohne Diskussion.

Platonow zeigt uns oben vom Bau die ersten Fertigteilhäuser. Das hellblaue kam über die BAM vom Kusbass, das rötliche mit dem Auto aus Jakutsk... Jetzt wird es leichter. Das neue Plattenwerk von Nerjungri ist in Betrieb. Wenn heute die Zulieferungen nicht zügig anrollen, bringt es der Brigaderat fertig, den Lohn des Brigadiers zu kürzen. Hätte er sich eben durchsetzen müssen! Zu Platonows Autorität gehört, daß er Kritik in seiner Brigade fördert. Lieber hat er kluge Leute um sich, die den Mund aufmachen, als laue, willensschwache. In seiner Nähe entsteht rasch Vertrautheit ohne Vertraulichkeit. Rashid aus Dushanbe hat sich erst vor einem Jahr den Platz in der Brigade erkämpft. Er sagt: „Wir sind kleine Trupps, auf mehrere Baustellen verteilt. Und doch habe ich immer das Gefühl, daß der Brigadier genau weiß, ob ich heute gut war oder einen miesen Tag hatte."

Inzwischen kann es sich die Brigade leisten, bei ihren Bewerbern sogar danach zu fragen, ob sie ihre Band ergänzen oder andere interessante Talente einbringen können.

Das Souvenir der Platonows

Einladung in die Bytowka der Brigade. So werden sonst provisorische Wanderunterkünfte bezeichnet. Im Hochparterre ein Versammlungs- und Speiseraum für die ganze Brigade, der sich auch in einem Erholungsheim nicht schlecht ausnehmen würde; Sauna mit Duschraum und Tauchbecken, das Zimmer des Brigaderates, ein Raum mit Instrumenten, Verstärkern und Tanzfläche, eine Ecke für Kinder. Im Keller Umkleideräume für jede Schicht, Werkstatt, Atelier, Trockenraum, Sportsaal. Über eine Wendeltreppe zu erreichen, unter dem Dach: Gewächshaus, Solarium und ein Platz für Tiere.

Es fing ganz harmlos an. Sie hatten es satt, nach jeder Mahlzeit anzustehen und Zeit zu verlieren. Also nahmen sie zwei Köche als vollwertige Brigademitglieder auf, bauten einen Speisesaal mit Küche und legten von ihrem Lohn noch etwas für Lebensmittel drauf. Das zog Kreise, schon wegen der exzellenten Verpflegung. Bis zum Bauverbot. Da aber steckte der Stachel schon in den Herzen, war nachts verdächtige Aktivität vernehmbar. Platonow selbst kann guten Ideen nicht widerstehen... Mit Hilfe der Partei, des Komsomol und ihres Betriebes reichten sie schließlich noch ganz offiziell die Projekt-Papiere nach. In der Brigade entpuppten sich Maler, Designer, Innenarchitekten. Originelle dekorative Elemente aus Holz, Leder oder Hanfseilen geben jedem Zimmer sein Gesicht. Während unseres Rundgangs kamen gerade Männer von der Schicht bei 32 Grad minus, schwitzten in der Sauna und gingen gleich ins Sportzimmer Fußbodenbretter verlegen. Neunzig Prozent der Brigade sind in Wohnheimen untergebracht. Was wir hier sahen, ist ihr gemeinsames Zuhause. Die Türen der Bytowka sind Tag und Nacht geöffnet, auch für Fremde, Freunde, Kinder. Zum 8. März haben sie ihren Frauen und Freundinnen die ersten Tulpen geschnitten, später kamen Gurken, Tomaten, Zwiebelpfeifen auf den Tisch. Noch eine Sensation für Nerjungri.

Draußen hängt ein vielzitierter Satz Platonows an der Fassade. „Nicht jedem ist es gegeben, so großzügig zu leben und Freunden als Andenken ein Haus zu schenken". Wenn sie in einigen Jahren zum nächsten Bauplatz in Nerjungri weiterziehen, übergeben sie ihr Haus an die Einwohner des Viertels.

Kommen sie später wieder...

Oft verrechnet man sich bei den einfachsten Sachen. Eine Schwemme von Alleinstehenden hatten die Architekten hier, in dieser extremen Gegend, erwartet. Also vorwiegend Einzimmerwohnungen, meinten sie. Die jungen Leute sahen das ganz anders und stürmten das Standesamt. Die Geburtenziffern sollen nicht hinter denen Mittelasiens zurückliegen. Mehr als die Hälfte der Einwohner sind Kinder. In Wohnheimen warten komplette Familien auf ihre Wohnung. Miniwohnungen wären wieder nur Übergangslösungen. „Wir mußten uns entschließen, sie vorläufig aus dem Programm zu nehmen", sagt uns Georgi Germagenow, Jakute, stellvertretender Stadtarchitekt von Nerjungri. Nach Abschluß der zweiten Baustufe sollen hier 100 000 Menschen wohnen, später eine halbe Million. Germagenow meint, Nerjungri gegenüber sei der Staat großzügiger als anderswo: Alle Gesellschaftsbauten werden nach individuellen Entwürfen gebaut. Jeder Kindergarten, jede Schule, erhält ein Schwimmbecken. Das ist teuer.

Aber auch schon die ersten Neubaublocks, die wir sehen, sind ein unerhörter Luxus für Nerjungri. Dabei unterscheiden sie sich ja in nichts von ihren Geschwistern aus anderen Plattenwerken. Im Gegenteil. Georgi Germagenow spielt mit dem Rechenschieber. Er weiß selbst, daß Neubaugebiete manchmal gleichförmig wirken. „Im Plattenwerk läuft eine Serie spezieller Segmente an, mit denen man für die Mikrorayons vielfältige architektonische Formen erreichen kann, nach den ganz speziellen Bedingungen von Nerjungri." Das sind außer der Kälte schneidender Wind, Dauerfrostboden, Erdbebengefahr. Die Platten müssen dicker gegossen werden und erhalten Dreifachfenster, die Stoßkanten sind gezahnt, die Armierungen verstärkt. Trink- und Abwasseranlagen waren höchst aufwendig. Die trockene Kälte ist ganz gut zu ertragen. Aber wehe, der Wind erwischt einen. Eine der Spezialitäten von Nerjungri: „Die Wohnblocks sind so angeordnet, daß sich zwischen ihnen ein Mikroklima bildet. Sie schützen vor Nord- und Westwinden, bleiben nur zur Sonne hin geöffnet. Jeder Spielplatz, jede Bushaltestelle wird den Windrichtungen angepaßt. In jedem Viertel bleibt ein Stück Taiga erhalten. Die Natur ist sehr empfindlich bei uns. Wir müssen behutsam mit ihr umgehen." Im Dauerfrostboden verlaufen die Wurzeln der Bäume horizontal. Es genügt, daß ein Schwertransporter vorbeifährt und sie vertrocknen. Neuanpflanzungen sind kaum möglich. Stadtviertel können noch so neu sein, eine Stadt ist erst ein kompletter Organismus mit einem Zentrum, auch zum Bummeln und Einkaufen, mit Theatern und Kinos, eben mit Leben. – Georgi Germagenow zeigt sich zuversichtlich. „Sie müssen schon in einigen Jahren wiederkommen und sich selbst überzeugen." Schön wär's, wenn die Stadt das zeigte, was ihre Bewohner auszeichnet – Charakter. Vorläufig gefallen mir in Nerjungri am besten die Straßen mit den Holzhäusern, Ornamente an den Fenstern und „Außenkühlschrank",

schön an die Hügel geschmiegt. Sinnbilder von Wärme und Intimität.

„Sie haben recht, wenn diese Holzhäuser mit allem Komfort ausgestattet sind, lebt es sich phantastisch darin. Das Klima ist angenehm, die Wände atmen. Doch sie bleiben ein Denkmal unserer Unmöglichkeiten. Sehen sie sich die Taiga rundherum an. Solche dünnen Stangen sind für den Bau nicht geeignet.“ Das Holz kam aus Workuta hinter dem Ural. Die Häuser haben keine lange Lebensdauer und nehmen viel Platz für wenige Menschen ein. „Ganz davon abgesehen, daß sie in unserer trockenen Luft brennen wie Zunder. Nein, diese Idylle wird eine Episode bleiben.“ Im alten Nerjungri wurden immer wieder Buden zusammengezimmert, aus der Not geboren. Georgi Germagenow zeigt entschlossen, daß die Architekten dieser wilden Bauerei ein Ende setzen wollen. „Wir sind bereit, solide Projekte, wie die Bytowka der Platonows, zu unterstützen. Aber nur, wenn sie ordnungsgemäß über unseren Tisch gehen. Schließlich können wir nicht ewig in Provisorien leben.“

Stadt ohne Großmütter

Grigori Skorochod wollte mit einem Kumpel an die BAM. Mit Frau und Kind? „Während wir beide noch überlegten, packten unsere Frauen schon die Koffer.“ 1978 fuhren Grigori und Tanja Skorochod mit der dreijährigen Sweta und ihren Freunden aus dem grünen Taganrog nach Berkakit, der vorläufigen Endstation der kleinen BAM, 12 Kilometer von Nerjungri entfernt. Ein Gleis war gerade gelegt. Im Arbeiterwohnheim bekamen sie ein Zimmer: Behelfsstrom, Wasser einmal am Tag aus der „rollenden Thermosflasche“. Ihr erster Winter war von einer Härte, an die sich selbst die Alten nicht erinnerten. Bis 60 Grad unter Null. Grigori ließ sich auf Anraten eines Kollegen den Bart wachsen. Und er meint, es hilft.

Wir sitzen in ihrer Zweizimmerwohnung, im Neubau. Sie sind immer noch begeistert über Wasser, Wärme, Geräumigkeit. Sohn Sascha hat in seinen zwei Lebensjahren nichts anderes kennengelernt. Grigori ist Preisträger des Komsomol für ausgezeichnete Arbeit, Komsomolsekretär, Hobbymetallkünstler, Taigafanatiker. Und Tanja, die stille, zierliche? „Doch“, sagt sie, „manchmal hätte ich am liebsten die Sachen gepackt und wäre wieder nach Hause gefahren, aber wir gehören zusammen.“ So, wie sie leise antwortet, mag ich nicht fragen, ob Grigori mitgefahren wäre. Und wären sie zurückgefahren – hätten sie das verkraftet? Als sie mit Sascha im fünften Monat schwanger war, ist sie mit dem Schlauchboot durch die Taiga gefahren. Ihr Mann wollte beweisen, daß diese seine Leidenschaft nichts für Frauen sei. Er hatte sich verrechnet.

Wir laufen zum Bahnhof, dort arbeitet Grigori bei der Instandhaltung. Ich spreche mit Tanja allein. „Seit zwei Jahren haben wir die Wohnung. Das bedeutet uns sehr viel. Aber ich kann noch nicht wieder arbeiten. Sascha ist klein, es gibt noch sehr wenig Krippenplätze.“ Tanja ist Ingenieur für Hotelwesen, sie muß auf das neue Zentrum von Nerjungri warten. Bevor Sascha kam, arbeitete sie als Sekretärin und verdiente gut. Jetzt ist sie wieder zu Hause. Kaum, daß sie abends gemeinsam etwas unternehmen können. Sie wollten die Oma überreden herzukommen. Doch Nerjungri ist ihr zu weit, und einen Enkel hat sie auch in Taganrog. So ist Grigori im Touristenklub, in der Werkstatt, auf Komsomolveranstaltungen. Tanja bleibt bei den Kindern. Wir besichtigen den Klub, die kleine Diskothek mit einer Sauna nebenan. Die Anregung dazu brachte Grigori vom Komsomolkongreß in Jakutsk mit. Er ist in Fahrt:

„Stellt Euch vor, der ganze Bahnhof wurde unterkellert. Wenn wir die Genehmigung kriegen, – gar nicht auszudenken, was man da alles machen kann!“ Ich sehe Tanja an, und in ihrem Gesicht spiegeln sich die Abende, an denen sie auf Grigori warten wird. Nerjungri, Stadt ohne Großmütter.

Brigadier Alexej Platonow demonstriert erdbebensicheres Bauen (Foto links).
Die Taiga hat auch freundliche Seiten. Im Sommer Pilze und Beeren, im Winter ideales Skigelände am Rande der Stadt – Freizeit der Platonows (Foto rechts). Ihre Kinder sollen nicht schlechter leben als anderswo. Im Kindergarten „Margarite“ ist jeden Tag Badewetter.

Gespräch mit einem Augenzeugen

FREIE WELT: In diesen Wochen wird im Fernsehen der DDR die siebenteilige Dokumentation zur Geschichte der FDJ „Unser Zeichen ist die Sonne" gezeigt. Sie, Genosse Botschafter, gehören, wenn wir das mal so sagen dürfen, zu den Mitwirkenden im zweiten und dritten Teil des Films. 1950, zum Deutschlandtreffen der Jugend, waren Sie das erste Mal in Berlin…

W. I. KOTSCHEMASSOW: Früher. Schon im Dezember 1948. In einem Gebäude gar nicht weit von hier haben wir einige Tage hintereinander intensive Gespräche geführt. Mit Genossen Erich Honecker und anderen leitenden Funktionären des Jugendverbandes, darunter Paul Verner und Heinz Keßler. Viel Zeit ist seitdem vergangen. Doch diese Begegnungen kann man nicht vergessen.

FREIE WELT: Mit welchen Gefühlen sind Sie damals gekommen, so kurz nach dem Kriege?

W. I. KOTSCHEMASSOW: Ich würde sagen, mit gemischten. Die Wunden des Krieges waren noch nicht geheilt, die Erinnerungen noch frisch. Völlig verständliche Gefühle. Gerade deshalb war ich brennend daran interessiert, hier an Ort und Stelle zu erfahren, auf welcher Grundlage der neue, antifaschistisch-demokratische Jugendverband geschaffen wird. Mir war sehr wohl bewußt, daß dieses Neue auf Trümmern entstehen mußte, eine ungeheuer schwierige Aufgabe. Sie haben Berlin vielleicht nicht gesehen zu jener Zeit, weil Sie jünger sind als ich. Ringsum Ruinen. Man konnte sich schwer vorstellen, wie all das wieder aufgebaut werden sollte, viele hatten Angst vor der Zukunft. Und doch hat sich gezeigt, daß es keine Phantastereien waren, was sich die Führung der Partei, was sich die Organisatoren des Jugendverbandes zum Programm gesetzt hatten. Es standen tief durchdachte, ich möchte sagen durchlittene Ideen und Prinzipien dahinter.

FREIE WELT: Und diese Gewißheit nahmen Sie 1948 mit nach Moskau?

W. I. KOTSCHEMASSOW: Meine Verfassung paßte genau zum Wetter, als ich abfuhr. Wind hatte die Wolken vertrieben. Der Himmel war klar, die Luft außergewöhnlich mild für einen Wintertag – und meine Seele frohgestimmt. Ich war mir sicher, daß die Freunde und Genossen den richtigen Weg gehen.

FREIE WELT: Sie hatten unter anderem die Zusammenarbeit zwischen Komsomol und Freier Deutscher Jugend besprochen…

W. I. KOTSCHEMASSOW: Wie auch bei meinen weiteren Besuchen, 1949 zum Beispiel, ich war ja Sekretär des ZK des Komsomol und Vorsitzender des Antifaschistischen Komitees der Sowjetjugend.

FREIE WELT: Nun sind wir aber beim I. Deutschlandtreffen der Jugend angelangt…

W. I. KOTSCHEMASSOW: Das war die erste Kraftprobe. Ich meine in dem Sinne, daß der Jugendverband jetzt zeigen mußte, wozu er fähig ist, ob er imstande ist, die Jugend mitzuziehen. Man kann Losungen aufstellen, gewiß, aber sie hängen in der Luft, wenn sie nicht von den Herzen und vom Verstand der Jugend aufgenommen werden.

FREIE WELT: Sie leiteten die Delegation der sowjetischen Jugend. Wie war Ihr Eindruck, wurde die Kraftprobe bestanden?

W. I. KOTSCHEMASSOW: Ich denke zurück an den herzlichen Empfang auf dem Flughafen. Dann weiter der Weg von Schönefeld bis zu den Linden. Wir fuhren in einem offenen Wagen. Auf der ganzen Strecke standen dicht an dicht, lückenlos, Jungen und Mädchen, die uns mit roten Fähnchen zuwinkten. Wissen Sie, man kann alles organisieren, fast alles. Aber so etwas nicht. Sie hätten die Gesichter der Jungen und Mädchen sehen sollen! Natürlich haben sie nicht so sehr uns gegrüßt, es waren ganz einfach Aufwallungen guter Gefühle für unser sowjetisches Volk, für seine Jugend. Ein unvergeßliches Erlebnis. Sehr gut im Gedächtnis geblieben sind mir die Begegnungen mit Wilhelm Pieck, besonders das Gespräch mit den Mitgliedern unserer Delegation in einem alten Gebäude nicht weit vom Alexanderplatz…

FREIE WELT: Im Haus der Einheit?

W. I. KOTSCHEMASSOW: Richtig, im Haus der Einheit. Wilhelm Pieck – ein warmherziger Mensch, weise und ru-

Juni 1950 Flughafen Schönefeld: Erich Honecker verabschiedet die von W. I. Kotschemassow geleitete Delegation der Sowjetjugend.

FREIE WELT beim Botschafter der UdSSR in der DDR W. I. Kotschemassow

hig. Er hat diese Zukunft gesehen, er hat stets gewußt, daß eines Tages Wahrheit werden wird, wovon die deutschen Kommunisten immer geträumt haben.

FREIE WELT: Höhepunkt des Deutschlandtreffens war die Kundgebung am Pfingstsonntag. Ich gehörte, achtzehnjährig, zu den etwa 700 000 Jugendlichen, die sich auf dem Gelände des Lustgartens, des heutigen Marx-Engels-Platzes, versammelt hatten. Sie, Wjatscheslaw Iwanowitsch, 31 Jahre alt, versicherten uns von der Tribüne herab, die sowjetische Jugend hege die freundschaftlichsten Gefühle für die fortschrittliche Jugend Deutschlands und es sei ein Glück für den Frieden in Europa, daß es nunmehr eine DDR gäbe. Darüber haben wir uns gefreut, das hat uns den Rücken gestärkt, als wir wieder zurückfuhren in unsere Städte und Gemeinden.

W. I. KOTSCHEMASSOW: Ja, dieses Bild steht auch mir noch vor Augen. Ein Meer von Menschen, der ganze weite Platz bis zur Straße Unter den Linden angefüllt mit Jugendlichen. Das war grandios. Doch Sie haben recht, wenn Sie auf den Alltag verweisen. Manifestationen sind nur die eine Seite. Die wichtigste Aufgabe bestand darin, die Jugend zur beharrlichen Arbeit in den Betrieben, auf den Baustellen und in den Schulen zu mobilisieren, sie im Geiste der sozialistischen Ideen zu erziehen. Keine leichten Jahre, die FDJ ist in dieser Zeit erwachsen geworden, hat sich in der Arbeit und im Kampf gestählt.

FREIE WELT: Dann verging eine lange Zeit, bis Sie schließlich 1983 als Botschafter Ihres Landes zurückkamen...

W. I. KOTSCHEMASSOW: Da möchte ich abermals früher anfangen. Ich war, wie Sie sicher wissen, schon einmal in diplomatischer Mission hier, von 1955 bis 1960, anfangs als Botschaftsrat für Kultur, später als Gesandter. Reisen haben stets etwas Episodenhaftes an sich, jetzt konnte ich über längere Zeit tieferen Einblick in den Entwicklungsprozeß Ihrer Republik nehmen. Ich erwähne das auch deswegen, weil die USA-Administration in dieser Periode den kalten Krieg entfesselte. In der DDR, einem sozialistischen Staat an der Grenze zweier Welten, konnte man das auf allen Gebieten spüren. Die imperialistischen Kreise sind mit den schärfsten Methoden vorgegangen: wirtschaftliche und politische Blockade, Diskreditierung, Diversion, Desinformation und unaufhörlich Antisowjetismus. Es ist bekannt, wie diese Störversuche endeten, sie wurden ein Reinfall. Das Volk der DDR hat das durchgestanden, es hat seine Ziele nicht verraten. Und was am bedeutendsten ist, in diesem Kampf ist eine neue Generation herangewachsen. In dieser Zeit, fällt mir gerade ein, fand auch die Übergabe der geretteten Kunstschätze an die Dresdner Museen und an das Pergamonmuseum statt, ich konnte am Übergabezeremoniell teilnehmen. Ein historischer Akt, von der Öffentlichkeit und den Werktätigen der DDR gebührend gewürdigt.

FREIE WELT: Sie waren dann 21 Jahre lang stellvertretender Vorsitzender des Ministerrates der RSFSR, der größten Unionsrepublik...

W. I. KOTSCHEMASSOW: ...und als die Frage aufkam, mich als Botschafter hierherzuschicken, werden Sie leicht verstehen, welche Empfindungen mich bewegten. Ich habe mich gefreut, daß man mir dieses Amt anvertraute, war ich doch durch meine Arbeit eng mit der DDR verbunden.

FREIE WELT: Ihr Eindruck diesmal, nach so vielen Jahren?

W. I. KOTSCHEMASSOW: Als ob ich in ein anderes Land gekommen bin. Ich habe fast nichts wiedererkannt, so hat sich alles gewandelt. Berlin ist eine lebensfrohe, helle, gut angelegte Stadt geworden, viele schöne Bauten sind entstanden, der Palast der Republik, das Sport- und Erholungszentrum... Ähnliches ist mir in den vier Bezirken aufgefallen, die ich besucht habe, Karl-Marx-Stadt, Erfurt, Leipzig, Rostock. Die Erfolge der DDR sind auf den ersten Blick zu sehen, da muß man nicht erst in Statistiken blättern. In meiner neuen Funktion komme ich oft mit Diplomaten-Kollegen zusammen und höre auch von ihnen: Die DDR ist in diesen Jahren weit vorangekommen. Ein Resultat der richtigen Politik der SED, deren Generalsekretär der ehemalige Vorsitzende des Jugendverbandes, Erich Honecker, ist, ein Ergebnis der Arbeit des Volkes.

35 Jahre DDR – denken wir daran, wie es begonnen hat. Dieser kleine Junge im ersten Filmteil inmitten der Trümmer, der nicht wußte, wohin er gehen, was er tun sollte, was ihn erwartete... Der Film zeigt das Werden der modernen DDR. Vieles davon hat sich vor meinen Augen vollzogen.

(Das Gespräch mit Botschafter Kotschemassow führte Fritz Jahn)

Fotos: Detlev Steinberg/ZB

Krasnodar — ein neues sowjetisches Reiseziel

Die Gartenstadt am Kuban

Die zweite Katharina von Rußland schenkte der Nachwelt nicht nur einen schillernden Strauß amouröser Blüten, die gekrönte Taktikerin und geschickte Praktikerin hinterließ auch fundamentale Spuren, auf die man noch heute baut. An strategisch wichtigen Orten der Südgrenze ihres Reiches gründete sie Städte: Jekaterinoslawl am Dnepr, Sewastopol und Odessa auf der Krim und im Kaukasusvorland Jekaterinodar, das seit 1920 Krasnodar heißt.

1982 eingeweiht: das Hotel „Intourist" mit 525 Betten. Es verfügt über Restaurants und Bars und ist mit allen touristischen Serviceeinrichtungen wie Post und Geldwechselstelle, Frisör und Souvenirstand ausgestattet (Foto oben); dichte Laubdächer schützen tunnelartig die Uliza Krasnaja und die meisten anderen Straßen vor der Sommerhitze, die nicht selten 35 Grad und mehr erreicht (Foto rechts).

Gastronomische Abwechslung bietet Krasnodar für jeden Geschmack: Straßencafés säumen die Magistrale und verleiten auch allzu Eilige zu einer Kurzpause (Foto rechts); Tee nach Landessitte mit gezuckerten Früchten und Gebäck kann man in der Gaststätte „Russki Tschai" genießen, die sich durch eine reizvolle Innenarchitektur auszeichnet (Foto darüber).

Gartenstadt nennen die Krasnodarer liebevoll ihr Zuhause, und sie meinen damit auch die malerische Umgebung, die von Seitenarmen des Kuban durchzogen wird – Naherholungsgebiete für die Stadt, die im letzten Jahrzehnt um einhundertsechzigtausend auf sechshundertsechzigtausend Einwohner wuchs.

Steppenbewohner lieben das Wasser: Springbrunnen und Quellen verschönern sowohl die vielen Parks als auch die Straßen im Zentrum.

Die Gartenstadt am Kuban

Das Motel „Jushny“ vor der Einfahrt nach Krasnodar: eine Station für internationale Autotouristen, die nach Sotschi oder Jerewan unterwegs sind. In der Nähe befinden sich Werkstatt sowie Tankstelle (Foto unten).

Kunststudenten üben sich an den Formen der russischen Kirche (Foto rechts und darüber); Sonnenblumen und Getreide gehören zu den wichtigsten Landwirtschaftskulturen der Krasnodarer Region (Foto Mitte).

An einem schönen Frühlingstag im Jahre 1793, so erzählt man dem Gast in Krasnodar, spannten Kosaken sechs Ochsen vor einen Pflug, setzten das Schar in die Erde und zogen vom Fluß Kuban nach Norden eine tiefe Furche. Als die Zugtiere erschöpft stehenblieben, waren Lage und Länge der Hauptstraße einer neuen Stadt, die man Jekaterinodar, Katharinas Geschenk, nannte, festgelegt. Ein paar Schlenker im Verlauf der Magistrale und die Rechtskrümmung am Ende werden augenzwinkernd den Ochsen zugeschrieben. Alle weiteren Straßen, am Reißbrett entworfen, richtete man nach ihr aus: parallel oder im rechten Winkel. So kann sich auch der Tourist bei einem Bummel durch den alten Stadtkern leicht orientieren: Die Uliza Krasnaja, die Hauptstraße, ist immer wieder schnell aufzufinden.

In ihrer Mitte, am Platz der Oktoberrevolution, wurde vor zwei Jahren das neue Hotel „Intourist“ eröffnet, das internationale Reisegruppen beherbergt. Gleich um die Ecke, nur ein paar Schritte entfernt, zieht uns der Zentralmarkt an, jene landestypische Einrichtung, die neben Handel und Geschäft zugleich städtische Nachrichtenbörse, Stegreifbühne, auch Witz- und Scherzdorado ist. Für Topf und Tiegel tragen hier die Hausfrauen mit dem sicheren Blick für das günstigste Tagesangebot Gemüse, Gewürze und Obst zusammen. Was ist das Besondere der Kubankosaken, fragen wir unsere Intouristbegleiterin. Das sei gar nicht so einfach zu beantworten, entgegnet sie uns. Die „echten“ Krasnodarer sprechen ein Gemisch aus russisch und ukrainisch, tragen an Festtagen Tscherkessentracht, ein Umhang mit Patronentaschen auf der Brust und den Dolch am Gürtel; und ihre Küche ist zum Gutteil kaukasisch. Zu Katharinas Zeiten gingen sie mit dem Säbel zur Feldarbeit.

Aus ihrer angestammten Heimat, dem Saporoshjer Gebiet am Mittellauf des Dnepr, waren sie nach dem zweiten Krimkrieg (1787–1791) in die Steppe am Kuban umgesiedelt, um im Auftrag der Zarin das Grenzland nach Süden zu befestigen. Fünfundzwanzigtausend. Vierzig ihrer Stanizen gruppierten sich um den neuen Hauptort, der sich rasch zu einem Gewerbezentrum entwickelte, mit Korn- und Ölmühlen, Schlachthäusern, Gerbereien, Schneider- und Stellmacherhandwerk.

Ihre Urenkel bauen heute vollautomatische Werkzeugmaschinen, hochempfindliche Meßgeräte und Kompressoren. Und die Erzeugnisse ihrer Textilkombinate, ihrer Leicht- und Lebensmittelbetriebe genießen nicht nur in der Sowjetunion einen guten Ruf. Als Firmenzeichen der Krasnodarer Porzellan- und Fayencefabrik ist die Möwe auf Tafel- und Teeservicen im Lande bekannt und begehrt.

„Steckst du morgens eine Deichsel in den Boden, kannst du abends einen Wagen ernten“, loben die Kosaken die Steppe – das fruchtbare Land, bis zu eineinhalb Meter tiefe Schwarzerde… Die Region Krasnodar, etwa vier Fünftel der Fläche der DDR, liegt jedoch in der Zone sogenannter risikoreicher Landwirtschaft: Zwei von fünf Jahren sind regenarm oder haben fast schneelose eiskalte Winter.

Was den einstigen Saporoshjern der Dnepr bedeutete, wurde den Neusiedlern im nördlichen Kaukasusvorland der Kuban: ein Lebensnerv. In viertausendzweihundert Meter Höhe entspringt er am Elbrusgletscher und mündet nach reichlich neunhundert Kilometern, wovon etwa ein Drittel schiffbar ist, im Asowschen Meer. Sein Delta, ein subtropischer Sumpf mit meterhohem Schilfdschungel, hatten selbst die verwegensten Kosaken gemieden, denn dort nistete die Malaria. Doch gerade dort wurden

mit zäher Verbissenheit in den dreißiger Jahren die ersten Reisfelder kultiviert. Vor zehn Jahren begann man auf Beschluß des ZK der KPdSU, einhunderttausend Hektar weiteres Neuland für den Reisanbau zu gewinnen. Planziel: jährlich eine Million Tonnen Ertrag. Fast eine halbe Milliarde Rubel wurde investiert: in den Bau von Stauseen, darunter das Krasnodarsker Meer (dreimal größer als die Rappbode-Talsperre), in wassertechnische Anlagen, Pumpstationen, in Zehntausende Kilometer Kanäle und befestigte Straßen. Eine Arbeit von sechs Jahren, die sich Touristen beim Besuch eines Reissowchos kaum vorstellen können. 1980 betrug die Jahresernte erstmals eine Million Tonnen der Körnerfrucht.

Doch zurück in die Uliza Krasnaja: Unser Bummel führt uns ins Kunstmuseum „Anatoli Lunatscharski" mit der empfehlenswerten umfangreichen Sammlung japanischer Holzstiche. Die Besonderheiten der regionalen Natur präsentiert das historisch-archäologische Museum, das uns auch mit der Geschichte der Kubankosaken bekannt macht. Zu den interessantesten Stücken zählt aber eine mannshohe Marmorplastik aus dem zweiten Jahrhundert vor unserer Zeit. Sie zeigt den Statthalter Neokl der antiken griechischen Handelsniederlassung Gorgipia am Schwarzen Meer, auf deren Grundmauern die Stadt Anapa ruht.

Den Sinn der Krasnodarer Architekten für schöne Details können wir immer wieder bewundern. Ein Kleinod ziert die Eingangsfassade der zentralen Buchhandlung: ein Mosaik des ersten russischen Buchdruckers Iwan Fjodorow. Im Laden finden wir eine große fremdsprachige Abteilung und ein lohnenswertes Antiquariat.

Kein Gast Krasnodars sollte die von Intourist angebotene Rundfahrt auf dem Kuban versäumen. Mit der Gelassenheit Erhabener wiegen auch uns seine Wasser eine knappe Stunde lang. Und wir fühlen uns irgendwie geborgen. Vor ein paar Tagen hatte sich ein Regenbogen über Krasnodar gespannt. Nun spiegelt der Fluß den sinkenden Sonnenschein wider…

Auf dem Rückweg zum Hotel schauen wir noch einmal über die auffallend niedrigen Zäune in den Seitenstraßen hinweg auf die Vorgärten. Wir schauen einer jungen Familie zu, die behutsam einen Nußbaumsteckling in den Boden pflanzt. Möge er zu ihrer Freude 1993 zum zweihundertjährigen Stadtjubiläum in voller Blüte stehen und seine ersten Früchte tragen.

Peter Meißner (Fotos)
Norbert Kaiser (Text)

Erinnerungsstein für die Stadtgründer (Foto oben); Weinverkostung im Staatsgut „Abrau-Djurso", wozu eine Intourist-Exkursion einlädt (Foto daneben); nahezu eintausend verschiedene Baumarten, darunter exotische Gehölze aus allen Erdteilen, gedeihen im Gorki-Park, wo auf einer gesonderten Fläche auch die Fauna der vorkaukasischen Steppenlandschaft zu besichtigen ist (Foto links).

Im nächsten Heft:

ICH WAR DABEI!

Unter diesem Kennwort ruft FREIE WELT zu einer großen Suchaktion auf. Wer erkennt wen auf Fotos aus 35 Jahren DDR-Geschichte?

Foto: ZB

Cha-Cha-Cha, Danzón und Mambo

Christobalina kam mit dem Orchester „Aragón" aus Havanna nach Berlin, um zu zeigen, wie man in Kuba tanzt.

Foto: Volker Hohlfeld

Zwischen Dschungel, Taiga und Savanne

Stationen im Leben eines Bauleiters aus der DDR.

Foto: privat

Fische im Pyjama

Nächtliche Unterwasserpirsch am Schwarzen Meer.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Foto: Volkmar Billeb

Und die Musik krächzt dazu ...

Ende des 17. Jahrhunderts wurde in Rußland ein Gesetz erlassen, das Volksfeste in den großen Städten anordnete. Während der Regentschaft Katharinas II. (1762–1796) erlebten sie ihre Hoch-Zeit. Moskau und Petersburg waren an solchen Tagen erfüllt von Feuerwerken, Schellengeläut und lärmender Musik. Schaubudenbesitzer, Hanswurste, Puppenspieler, tanzende Hunde, Zelte, in denen riesige Samoware brodelten, lockten viel Volk an. Besondere Attraktion aber waren die Karussells. Kein Wunder also, daß die Spielzeugmacher, die durch starke Konkurrenz gezwungen waren, ständig nach neuen, originellen Ideen zu suchen, sich dieses Vergnügungsobjektes annahmen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts begann man in Deutschland auch Spielzeug aus Pappmaché herzustellen. Da war ein leicht verformbarer Werkstoff gefunden, der es gestattete, in die Hohlräume der Dosen, Puppen, Tiere, Karussells kleine Bewegungs- und Musikmechanismen einzubauen, sie „lebendig" zu machen. Dieses mechanische Unterhaltungsspielzeug, fröhlich und beweglich, mit drolligen Effekten, hatte absoluten Seltenheitswert in Rußland. Allein die Schnitzer aus Bogorodskoje und dem Troiza-Sergius-Kloster in Sergijew (heute Sagorsk) nahmen sich dieser Technik an. Mit Erfolg, wie dieses kleine, farbenfrohe Karussell beweist, das in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Sergijew gebaut wurde und dessen Figuren – mit einer kleinen Handkurbel in Gang gesetzt – sich zu einer krächzenden Musik drehten.

Karin Kopp

UNSERE FRAGE: Auch in der Sowjetunion sind die Modelleisenbahnen aus der DDR bei Vätern und Söhnen gleichermaßen beliebt. Nennen Sie einen Betrieb, der dieses elektromechanische Spielzeug herstellt.
Antwort bitte auf einer Postkarte mit dem Serien-Kennwort „Russisches Kinderspielzeug 6" an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß: 11.4.1984. Auflösung und Gewinner in Heft 9/84, Leserforum. Sie können gewinnen: 1. Preis 150 M; 2. Preis 100 M; 3. Preis 50 M.